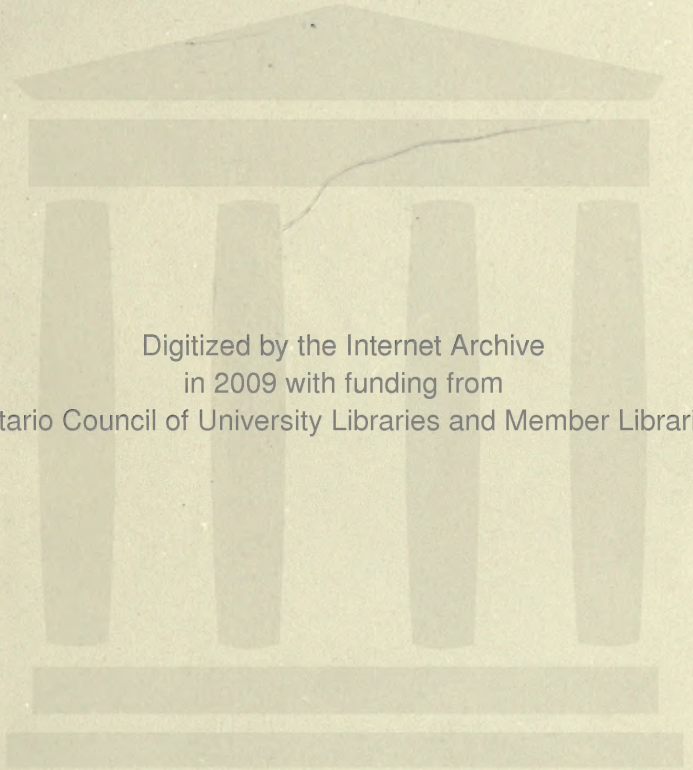
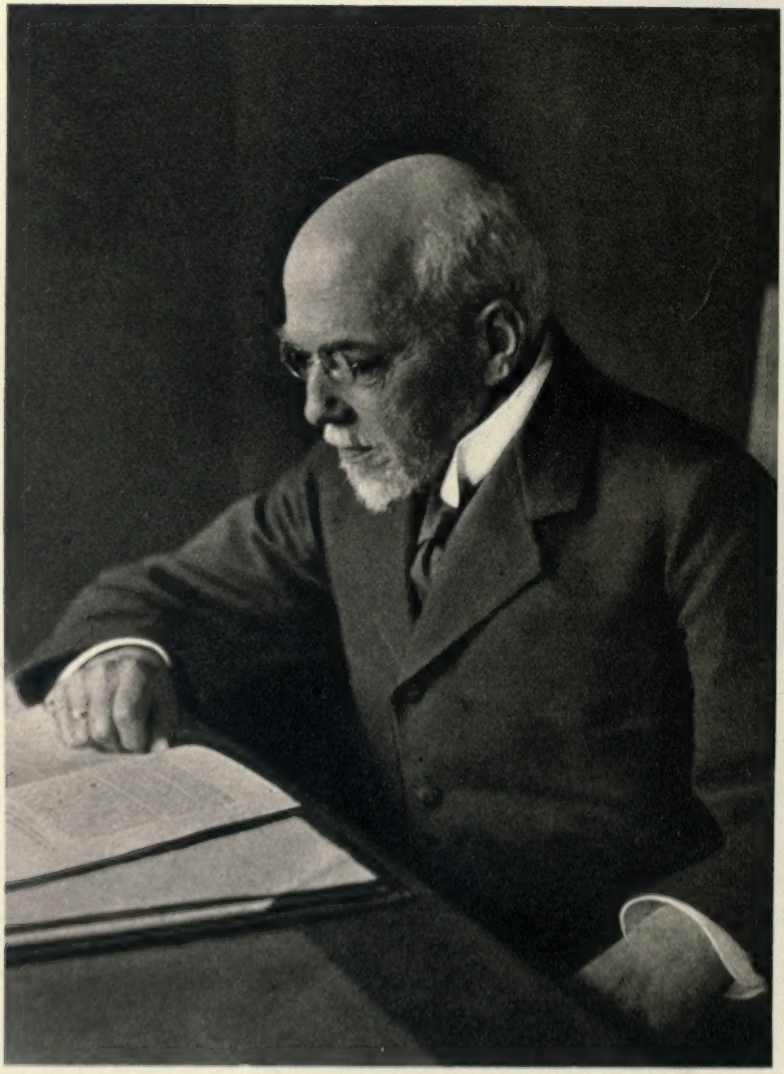
Hitler 23

Ein Jahr in der Reichskanzlei



Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries and Member Libraries

http://www.archive.org/details/einjahrinderreic00hertuoft



Herzling

745j

Ein Jahr in der Reichskanzlei

Erinnerungen an die Kanzlerschaft meines Vaters

Von

Karl Graf von Hertling

Rittmeister

Der ist in tiefster Seele treu,
Wer die Heimat liebt wie du.
Fontane, Archibald Douglas.

Mit zwei Bildern und einem Faksimile

1. bis 10. Tausend

Freiburg im Breisgau 1919
Herdersche Verlagshandlung
Berlin, Karlsruhe, Köln, München und Wien

166636
4/10/21

Alle Rechte vorbehalten

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung 1

Andenken an meinen Vater. Bülow und Bethmann Ernennung meines Vaters zum bayrischen Ministerpräsidenten. Kriegsausbruch. Bülow in Italien. Bethmanns Sturz. Ein Brief meines Vaters. Michaelis. Mein Vater und das übernommene Erbe. Sein Verhältnis zu Kaiser, Hindenburg und Ludendorff. Reibungen. Ein Brief des Kardinals Mercier. Bayer. Beziehungen zum Parlament Beurteilung der militärischen Lage. Mein Vater als Philosoph, Sozialpolitiker, Führer der deutschen Katholiken usw Was er den Kindern war. Der Ausbruch der Revolution.

Erstes Kapitel. Wie ich in die Reichskanzlei kam. Erste Eindrücke 30

Fahrt nach dem Westen. Michaelis' Sturz. Vor Paschendaele. Reise nach Berlin. Das Haus in der Wilhelmstraße. Die Herren der Reichskanzlei. Die Staatssekretäre.

Zweites Kapitel. Die Zeit bis Weihnachten . . . 41

Erste Rede meines Vaters als Kanzler. Seine Rede im Abgeordnetenhaus. Mein Vater und der Parlamentarismus. Normale Arbeitswoche. Der Abend. Antrittsbesuch von Hindenburg und Ludendorff. Reise nach Kreuznach. Umgebung des Kaisers.

Drittes Kapitel. Weihnachten. Ludendorffkrisis . 51

Waffenstillstand im Osten. Ludendorff und Hoffmann Ludendorff und Kühlmann. Telegramme zum „Verzichtfrieden". Der polnische Regentschaftsrat. Die O.H.L. wieder in Berlin. Graf Brockdorff-Rantzaus Mission. Ludendorffkrisis. Valentinis Abschied.

Seite

Viertes Kapitel. Vor der Offensive. Friede mit Rußland 63

Rede meines Vaters am 24. Januar. Vor der Offensive. Urteil eines Fachmannes. Streik in Berlin. Reise nach Homburg. Entscheidung. Ludendorffs Meinung in seinen Kriegserinnerungen. Prinz Max von Baden. Der Vormarsch im Osten. Ansicht meines Vaters über die Politik im Osten. Rede meines Vaters am 25. Januar. Rede Payers.

Fünftes Kapitel. Frühjahr 85

Hindenburg in Berlin. Finnland. Reise nach Spa. Ostern. Spa. Die Offensive. Intrigen gegen Kühlmann. Der Sixtusbrief. Eine Extratour der O.H.L. Graf Spee im Abgeordnetenhaus. Rede meines Vaters dortselbst. Eine Episode auf der Tribüne. Das Wahlrecht. Bei der Kaiserin. Spa und die Verhandlungen mit der O.H.L. Besuch des österreichischen Kaisers. Die Erneuerung des Bündnisses. Graf Burian. Was sagt Ludendorff? König Ludwig von Bayern.

Sechstes Kapitel. Sommer 110

Der diplomatische Ausschuß. Fortsetzung der Offensive. Ludendorffs Pläne. Wahlrecht. Die Marne. Österreichs Offensive. Der Plan der Marine. Kühlmanns Rede und ihre Folgen. Bemühungen um den Frieden. Reise nach Spa. Die O.H.L. Die Kühlmannkrisis. Ein Vortrag des Kanzlers beim Kaiser. Brief meines Vaters an seinen Stellvertreter.

Siebtes Kapitel. Im Großen Hauptquartier . . 135

Kühlmanns Abschied. Der deutsche Kronprinz. Nach Berlin. Rede meines Vaters im Hauptausschuß. Wieder in Spa. Reise nach Brüssel. Zwei Briefe. Der Wendepunkt. Dr. Helfferich. Aussprache mit der O.H.L. Kaiser Karl. Besuch in Luxemburg. Die Stimmung der Heimat. Payer. Persönlichkeiten aus dem Großen Hauptquartier. Spa und seine Umgebung. Im Generalstab.

Achtes Kapitel. Herbst 160

Prinz Hohenlohe. Die Friedensnote Burians. Das Parlament. Nachrichten von der Front. Skoropadski. Hintze

Seite

im Großen Hauptquartier. Oberſt v. Winterfeldt. Rede meines Vaters am 24. September. Die Korrektur des Auswärtigen Amtes. Der Hauptausſchuß. Kanzlerkriſis. Bulgariens Zuſammenbruch. Gedanken meines Vaters. Eine Meldung aus dem Großen Hauptquartier. Die letzte Fahrt nach Spa. Der 29. September. Beim Kaiſer. Ludendorffs Friedenswunſch. Der Kaiſer. Ein Telegramm und ein Brief. Der Nachfolger meines Vaters. Die letzten Tage in Berlin.

Namenverzeichnis 191

Bilderbeilagen:

Bildnis Graf Hertling . . . . . Titelbild
Im Großen Hauptquartier 1918 . . . . . S. 124

Das Titelbild iſt hergeſtellt nach einer Originalaufnahme von E. Bieber in Berlin.

Einleitung.

Die nachfolgenden Zeilen sollen mir, meinen Freunden und Bekannten sowie weiteren Kreisen eine Erinnerung sein an Deutschlands große und schwere Zeit, welche dem erschütternden Zusammenbruch unmittelbar vorausging.

Wer nach Sensationen in diesem Büchlein sucht, wird enttäuscht sein; wohl das meiste von dem, was ich hier niedergeschrieben, ist auch in der Tagespresse behandelt worden: nicht immer der Wahrheit gemäß. Das liegt in der Natur der Sache. Wer vor vollendete Tatsachen gestellt ist, der sieht sich nach Gründen um, sie zu erklären. Und wenn die wahren Beweggründe, die dies und jenes veranlaßt haben, in der Öffentlichkeit nicht gleich bekannt wurden, weil das wohlverstandene Staatsinteresse (und nicht etwa eine sogenannte Geheimdiplomatie) eine Veröffentlichung verbot, so war die Presse wohl oder übel auf Kombinationen angewiesen, die zwar manchmal der Wahrheit sehr nahe kamen, sich ebensooft aber auch recht weit von ihr entfernten.

Was ich diesen Blättern anvertraue, ist größtenteils Selbsterlebtes. Ergänzt habe ich die Erzählung meiner Erlebnisse aus dem, was mir mein Vater, meist unmittelbar nach den Einzelvorgängen, persönlich berichtet hat. Wenn vielleicht der eine oder andere Leser politische Vorgänge in anderer Erinnerung oder Vorstellung hat, so vermag das an den Tatsachen selbst nichts zu verschieben. Von verschiedenen Gipfeln aus gesehen, ändert sich die Aussicht; aber Berge und Täler, Flüsse und Fluren bleiben die gleichen.

Das inzwischen erschienene Werk Ludendorffs habe ich gelesen. Ich sah mich dadurch nicht veranlaßt, an den folgenden Schilderungen etwas abzuändern, soweit nicht an wenigen Stellen die Betonung des verschiedenen Standpunktes unbedingt notwendig war oder es sich darum handelte, auf tatsächliche Irrtümer in Ludendorffs Erinnerungen aufmerksam zu machen. Mit mir wird mancher Leser derselben sich in seiner Ansicht bestärkt fühlen, daß dem Ersten Generalquartiermeister Hindenburgs eine politische Ader eigener Art gegeben war.

Dem Andenken meines über alles verehrten Vaters möchte ich dieses Büchlein weihen. Was wissen die Menschen, die heute in Deutschland leben, von ihm, der im Alter von 74 Jahren zum höchsten Amt im Deutschen Reiche berufen wurde? Die einen kennen ihn als stillen Gelehrten, haben vielleicht selbst in jüngeren Jahren seinen Vorlesungen über Logik oder Geschichte der Philosophie gelauscht. Damals schon mögen sich die Geister geschieden haben. Die Anhänger der Weltanschauung meines Vaters sind vermutlich mit Freuden in seine Fußtapfen getreten. Die Verfechter der sogenannten „voraussetzungslosen" Wissenschaft (eines Schlagwortes, das sich im Anfange dieses Jahrhunderts einer gewissen Beliebtheit erfreute trotz des Kunstfehlers, den die Verbindung von „voraussetzungslos" und „Wissenschaft" enthält) haben den katholischen Gelehrten wohl in Wort und Schrift bekämpft. Aber auch bei ihnen fehlte nie die Hochachtung und Wertschätzung des Mannes, der zeit seines Lebens seine Weltanschauung offen und frei bekannte und furchtlos verteidigte.

Andere wieder kennen oder kannten ihn als den Parlamentarier des Zentrums, der namentlich in den letzten Jahren seiner Wirksamkeit als Abgeordneter des deutschen Reichstages das Wort ergriff, wenn es sich um Fragen der auswärtigen Politik handelte. Und wie den Gelehrten, so

schätzte man auch den Parlamentarier und gewiegten Politiker nicht nur innerhalb der eigenen Partei; mit Interesse und Spannung lauschten viele seinen Reden, die stets klar und bestimmt, in meisterhafter Form seinen Standpunkt und den seiner Partei zum Ausdruck brachten. So hat mein Vater wohl politische Gegner, aber keine Feinde gehabt.

Der ständige Wechsel des Aufenthaltes, der meinen Vater oft wochenlang in Berlin, zur Zeit der Sitzungen der Ersten bayrischen Kammer und namentlich den Sommer über in München sah, brachte ihn naturgemäß nicht nur in enge Berührung mit den führenden Persönlichkeiten der lieben bayrischen Heimat, sondern auch mit denjenigen, die in der Hauptstadt des Reiches berufen waren, die Geschicke Deutschlands zu lenken. In der ersten Zeit der Kanzlerschaft des Fürsten Bülow hat er nicht selten seine Schritte in das historische Haus in der Wilhelmstraße gerichtet, in dem Donna Maria aus dem Hause der Fürsten von Camporeale ihren Salon den Politikern, Gelehrten und Künstlern Deutschlands geöffnet hielt; bis dann im Jahre 1907 der Bruch mit dem Fürsten Bülow kam. Seine Versuche, das alte Verhältnis wiederherzustellen, ließen meinen Vater kalt. Er hatte die Überzeugung gewonnen, daß der Fürst wohl ein gewandter Diplomat, nicht aber ein Politiker und Staatsmann sei, der den sichern Kurs des Reichsschiffes aus klarer Erkenntnis der Weltlage zu steuern und fest durchzuhalten imstande sein werde. So begrüßte er den Sturz des Fürsten als eine Wohltat für das Deutsche Reich. Mit seinem Nachfolger, Herrn v. Bethmann Hollweg, ist mein Vater in angenehmen Beziehungen gestanden, die naturgemäß engere wurden, als er im Jahre 1912 von unserem allverehrten Prinzregenten Luitpold mit der Bildung eines neuen Ministeriums in Bayern und dem Vorsitz in demselben betraut wurde.

Indessen muß hier der Auffassung entgegengetreten werden, die ich im Heft 10 der Süddeutschen Monatshefte, Jahrg. 16,

„Der Friede", in einem von Spektator Germanikus geschriebenen Aufsatze: „Wie es kam", vorgefunden habe. Hier heißt es unter Bezugnahme auf die Stütze, die Herr v. Bethmann während seiner Amtszeit im Kriege bei meinem Vater fand: „Das Kabinett Hertling in München, in dem sich als junge Kraft des Bethmannschen ‚Ringes' vor allem Herr v. Stengel betätigte, wurde in eingeweihten Kreisen geradezu als Filiale Bethmann Hollwegs bezeichnet." Diese Verallgemeinerung bedarf der Korrektur. Wohl unterstützte mein Vater Herrn v. Bethmann, soweit es sich um dessen Ansehen gegenüber den bekannten Eingriffen der Obersten Heeresleitung (O.H.L.) und um dessen Führung der äußeren Politik handelte. In den Fragen der inneren Politik aber ging er mit Herrn v. Bethmann durchaus nicht immer einig. Der Ansicht, die dieser einmal gesprächsweise zu ihm äußerte, „die Sozialdemokraten seien noch die einzig ideal denkenden Leute", konnte mein Vater niemals beipflichten. Ihm waren die sehr weit nach links gerichteten Anschauungen Bethmanns nicht sympathisch.

Es sei mir bei dieser Gelegenheit vergönnt, über die Ernennung meines Vaters zum bayrischen Ministerpräsidenten ein paar Worte zu sagen. Die bayrische Regierung war im Spätherbst 1911 mit dem Hause der Abgeordneten in Schwierigkeiten geraten. Namentlich war es der damalige Eisenbahnminister, gegen den sich die heftigsten Angriffe richteten. Der Ministerpräsident, Graf Podewils, sah sich außerstande, den Konflikt beizulegen, der zur Auflösung der Zweiten Kammer im November 1911 führte. Während sich das Land für die Neuwahlen rüstete, wurde mein Vater im Februar 1912 zum Prinzregenten gerufen, der ihn um seinen Rat bat. Mein Vater schlug demselben vor, in eine Pro-Forma-Demission des Gesamtkabinetts einzuwilligen, gleichzeitig aber wiederum den Grafen Podewils mit der Neubildung des Ministeriums zu beauftragen, bei der einige der bisherigen Minister ausscheiden sollten.

Der Regent schien mit dieser Lösung einverstanden, und mein Vater reiste kurz darauf nach Berlin ab, wo er als stellvertretender Vorsitzender der Budgetkommission des Reichstages an wichtigen Verhandlungen teilzunehmen hatte. Vor seiner Abreise nach Berlin kam er noch für einen Tag nach Augsburg, erzählte mir von den Vorgängen in München und bemerkte, er habe jetzt keine Zeit, sich speziell mit bayrischer Politik zu befassen, da ihn wichtigere Fragen nach Berlin riefen.

Unterdessen aber liefen die Dinge in München nicht so, wie es sich mein Vater gedacht hatte. Das Kabinett trat zurück, jedoch konnte sich die Krone nicht dazu entschließen, den Grafen Podewils wieder mit der Neubildung des Ministeriums zu betrauen.

Ein Telegramm des Generaladjutanten des Prinzregenten an meinen Vater klärte diesen zwar nicht über die Lage auf, doch bat Frhr. v. Wiedenmann im Auftrage des Regenten meinen Vater, sofort nach München zurückzukehren. Mein Vater beantwortete das Telegramm erst andern Tages und teilte mit, daß es ihm infolge wichtiger Besprechungen in Berlin nicht möglich sei, vor Ende der Woche in München einzutreffen. Am nächsten Tage sah mein Vater den bayrischen Gesandten, Grafen Lerchenfeld, bei einem Empfang im Schlosse. „Man sucht Sie in München", sagte dieser zu meinem Vater, worauf ihm derselbe von seiner Antwort an den Frhrn. v. Wiedenmann erzählte.

An jenem Tage präsidierte mein Vater eben einer Sitzung der Budgetkommission des Reichstages, als die Anfrage aus München an ihn kam: der Regent bot ihm den Vorsitz im bayrischen Ministerium an und bat ihn, die Bildung eines Kabinetts zu übernehmen. Der Herr der bayrischen Gesandtschaft, der in den Reichstag geschickt war, um meinem Vater das Telegramm aus München zu übermitteln, fand keine große Gegenliebe. Mit den Worten: „Aber das ist ja ganz

schrecklich", quittierte mein Vater den Empfang der Botschaft und ließ sich dann in die bayrische Gesandtschaft fahren, um dort Näheres zu hören. Aber auch nachdem er erfahren hatte, daß ihm anscheinend vollkommen freie Hand in der Zusammensetzung des Ministeriums gelassen sei, gab er noch keine bindende Zusage, sondern reiste zwei Tage später nach München ab. Ein sofortiger Besuch dortselbst beim Grafen Podewils belehrte ihn, daß dieser keinerlei Verbindung mehr mit der Krone hatte. Als mein Vater daraufhin in die Residenz fuhr, wurde er von dem Regenten sehr herzlich und freundlich empfangen und gebeten, das ihm angetragene Amt nicht abzuschlagen. Mein Vater war über die plötzliche Wendung der Dinge so überrascht, daß er zum Regenten sagte: „Aber Königliche Hoheit, ich hätte eher gedacht, daß die Frauentürme einstürzen, als daß Sie mich mit der Bildung eines Ministeriums beauftragen."

In Bayern hat die Presse, vorab die sozialdemokratische und linksliberale, versucht, das Ministerium Hertling als das erste parlamentarische Ministerium in Bayern hinzustellen, und anfangs in einer Weise in der Öffentlichkeit behandelt, als sei es aus unfähigen Köpfen und Ignoranten zusammengesetzt. Was die Behauptung betraf, Bayern sei mit dem Kabinett Hertling nunmehr zu der parlamentarischen Regierungsform gelangt, so wurde dieselbe von meinem Vater, der sofort sein Reichstagsmandat niedergelegt hatte, in seinen ersten Reden, die er als Ministerpräsident vor dem Parlament hielt, auf das deutlichste und energischste widerlegt. Mein Vater erklärte klipp und klar, daß er mit dem Antritt seiner Stellung aufgehört habe, Parteimann zu sein, und sein Amt als Minister einer konstitutionellen Monarchie führen werde.

Was jedoch die damaligen wenig freundlichen Bemerkungen der liberalen und sozialdemokratischen Presse anlangt, so kann es wohl ruhig der Geschichte und dem bayrischen Volke selbst überlassen bleiben, die Leistungen des Ministeriums Hertling

in den Jahren 1912/17 zu beurteilen. Nach den politischen Frühjahrsstürmen des Jahres 1912 trat jedenfalls in Bayern eine wohltuende Ruhe ein, die auch während der Kriegsjahre nicht verloren ging. Niemand aber unter den auch heute noch zahlreich vorhandenen monarchisch gesinnten Elementen Bayerns wird die erhebenden Tage der Königsproklamation vergessen können, an denen dem Bayernlande nach langjähriger Unterbrechung wieder ein König erstand, ein König, der sich stets bemüht hatte, dem Wohle seines geliebten Volkes zu dienen.

Und dann kam der Krieg. Ich war mit meiner Familie eben zum Urlaub auf unserem Landsitze in Ruhpolding eingetroffen. Mein Vater weilte noch in München, als ich durch ihn von der Tatsache hörte, daß Österreich infolge der Vorgänge der letzten Wochen (Ermordung des Thronfolgers und Aufdeckung der politischen Umtriebe Serbiens) an Serbien ein Ultimatum stellen werde, dessen Inhalt ihm, wenn auch nicht im vollen Wortlaut, von Berlin mitgeteilt worden war. Am Tage der Veröffentlichung desselben — es war Samstag, der 25. Juli — kamen meine Eltern am Abend in Ruhpolding an. Ich war etwas erstaunt, meinen Vater in dieser kritischen Zeit von München abwesend zu sehen, doch beruhigte er mich mit dem Hinweis darauf, daß die Leitung der auswärtigen Politik Deutschlands ja in Berlin liege, und daß er im übrigen dank dem Telephon, das uns während der Nachtstunden direkt mit dem Ministerium in München verband, jederzeit zu erreichen sei.

Wir hatten uns an jenem Abend eben zur Ruhe begeben, als gegen 11 Uhr das Telephon läutete. Ich begab mich an den Apparat und erhielt vom Ministerium des Äußeren in München für meinen Vater die chiffrierte Meldung, daß die Antwort der serbischen Regierung auf das österreichische Ultimatum von der österreichischen Regierung als ungenügend befunden worden sei, und daß der österreichische Gesandte Belgrad bereits verlassen habe. Mein Vater wurde gleichzeitig

von seinem Staatsrat gebeten, sofort wieder nach München zurückzukehren. Ich teilte die telephonische Meldung meinem Vater mit, der sich darauf entschloß, mit dem frühesten Zuge am Sonntag nach München abzureisen.

Die nächsten Tage verliefen für uns in atemloser Spannung. Täglich um die Mittagszeit rief mich mein Vater aus München an. Zuerst schien die Möglichkeit vorhanden, den Konflikt auf Serbien und Österreich zu beschränken, und noch am Dienstag lauteten die Nachrichten dahin, daß England anscheinend nicht gewillt sei, der Entente cordiale seine aktive militärische Hilfe zu leisten. Wir hofften und bangten und fuhren, um uns zu zerstreuen, nach dem nahen Salzburg, wo wir die überraschende Entdeckung machten, daß Österreich trotz der inzwischen erfolgten Kriegserklärung an Serbien im Kronlande Salzburg erst am Dienstag, dem 28. Juli, mit der Mobilmachung begann. Die schöne Stadt lag am Montag noch im tiefsten Sommerfrieden!

Am Mittwoch lautete die Nachricht aus München dahin, daß die Lage auch für Deutschland beginne gefahrdrohender zu werden, und daß ich selbst vorsichtshalber besser täte, in meine Garnison zurückzukehren. Ich verließ infolgedessen am Donnerstag in aller Frühe unser stilles Gebirgstal und fand auf der Durchreise nach Augsburg meinen Vater in München an der Bahn, der mir mit sorgenvoller Miene erzählte, er halte für seine Person den Weltbrand nunmehr für unaufhaltsam, da er von seinem Gesandten in Petersburg, Herrn v. Grunelius, sichere Meldung habe, daß Rußland bereits gegen Deutschland mobil mache. Er habe dies schon wiederholt nach Berlin weitergegeben, doch schenke man seinen Meldungen anscheinend nicht viel Glauben, sondern warte auf Bestätigung von seiten der deutschen Botschaft. Auch über Englands Verhalten war mein Vater sehr beunruhigt; die nächsten Tage bestätigten seine Befürchtungen. Der europäische Krieg stand vor der Tür.

Mit Absicht habe ich die geschilderten Vorgänge etwas ausführlicher behandelt, um wenigstens anzudeuten, auf welcher Seite nach den vorliegenden Meldungen die Schuld am Weltkrieg lag. Der Prozeß Suchomlinow hat dann wohl jeden Zweifel schwinden lassen; dafür blieb es verblendeten Menschen beim Ausbruch der Revolution in Deutschland vorbehalten, die Regierung des eigenen Vaterlandes als den am Krieg schuldigen Teil zu bezeichnen und so der Wahrheit ins Gesicht zu schlagen zum unendlichen Schaden des deutschen Volkes!

Daß solche Erklärungen innerhalb Deutschlands ausgesprochen werden konnten, ohne daß ihre Verkünder sofort in der Öffentlichkeit als Verräter gebrandmarkt wurden, das ist und bleibt eine Schmach ohnegleichen, wie sie weder in England noch in den romanischen Ländern je möglich gewesen wäre. In England hätte der Rassenstolz, in Frankreich und Italien die Vaterlandsliebe, gepaart mit einem Phrasenschwall von Gloire und Revanche, solches verboten. Die deutschen „Dichter und Denker" der Revolution brachten es ohne Gewissensbedenken zuwege!

Auf der Reise nach meiner Garnisonstadt Augsburg traf ich mit manchem Kameraden zusammen, der an die drohende Kriegsgefahr nicht glauben wollte. „In vierzehn Tagen bin ich wieder in Urlaub in den Bergen", sagte ein Freund zu mir. Dieser Optimismus wurde schon in den nächsten Tagen gründlich zerstört, gleichzeitig damit kam die erste Enttäuschung derer, die mit dem Eingreifen Italiens auf unserer Seite gerechnet hatten. Mußte man hier zunächst mit der „bewaffneten Neutralität" des Bundesgenossen zufrieden sein, so zeigte sich schon in den nächsten Wochen, welche Wege dieser einzuschlagen gewillt war. Der deutsche Botschafter in Rom, Herr v. Flotow, wurde nun allerdings bald durch den Fürsten Bülow ersetzt, dem manche Leute die diplomatische Geschicklichkeit zutrauten, den völligen Abfall Italiens vom Dreibunde zu verhindern.

Mein Vater gehörte nicht zu diesen harmlosen Optimisten. Je mehr er sich von den feindlichen Absichten Italiens überzeugte, um so unrichtiger erschien ihm die Art und Weise, wie Fürst Bülow in Rom verhandelte. „Bülow schneidet aus österreichischem Leder Riemen für die Italiener", pflegte er zu sagen, wenn die Rede auf die Verhandlungen desselben kam, die sich auf Abtretung österreichischer Gebiete an Italien gegen Zusicherung von dessen Neutralität bezogen. „Die Folge wird sein, daß die Ansprüche Italiens immer größer werden, wenn es sieht, wie es für seinen Treubruch am Dreibunde belohnt wird." Die späteren Ereignisse haben meinem Vater nur zu sehr recht gegeben. Und wer weiß, ob nicht der „Sixtusbrief" des Jahres 1917 (vgl. hierzu S. 93) die Quittung für die diplomatischen Bemühungen des Fürsten Bülow von 1914/15 gewesen ist!

Bereits in den ersten Monaten des Krieges machte sich in Berlin eine lebhafte Agitation gegen den Reichskanzler, Herrn v. Bethmann, bemerkbar.

Schon damals waren es wohl die Alldeutschen, die gegen den Kanzler mobil machten. Kurz vor Weihnachten erhielt ich ins Feld einen Brief von meiner Frau, die zu dieser Zeit mit den Kindern in München bei den Eltern wohnte und die mir schrieb, mein Vater sei plötzlich nach Berlin gerufen worden. Gegen Herrn v. Bethmann werde auf das heftigste intrigiert, und mein Vater bemühe sich, denselben zu stützen. Doch spreche man in Berlin von nichts anderem als von dem bevorstehenden Sturze Herrn v. Bethmanns und seinem Ersatz durch meinen Vater. Die Krisis ging vorüber. Aber am 13. Juli 1917 trat Herr v. Bethmann von seinem Amte als Reichskanzler zurück. Die Agitation gegen ihn war schließlich so weit gediehen, daß selbst Hindenburg und Ludendorff dem Kaiser erklären konnten, sie müßten auf dem Rücktritt des Kanzlers bestehen, widrigenfalls sie beide um ihre Entlassung bitten würden. Nur sehr ungern ließ der Kaiser Herrn v. Bethmann ziehen und gab den drängenden Heerführern nach.

Am nämlichen Tage, dem 13. Juli, kam Herr v. Valentini, der Kabinettschef des Kaisers, in dessen Auftrage zu meinem in Berlin anwesenden Vater, um ihn zu bitten, der Nachfolger Herrn v. Bethmanns zu werden. Mein Vater, dem der bevorstehende Besuch Herrn v. Valentinis mitgeteilt worden war, hatte eben noch einige Zeit, um sich die Antwort zu überlegen. Nachdem er aber, wenn auch nicht bis ins einzelne, so doch in großen Zügen über die Gründe unterrichtet war, die zu Bethmanns Sturz geführt hatten, sagte er sich, daß er als Süddeutscher sowohl wie auch als Katholik nicht imstande sein würde, auf die Dauer die zahlreichen Hemmungen zu überwinden, die sich ihm als Kanzler entgegenstellen würden, und mit der O.H.L. erfolgreich zusammenzuarbeiten, deren Eingreifen in die Führung der Politik ja schon unter Bethmann zu den schwersten Kämpfen geführt hatte. Als daher Herr v. Valentini erschien, war mein Vater bereits zur Ablehnung entschlossen und machte diesem gegenüber von seinen Gründen keinerlei Hehl.

Höchst anschaulich schildert mein Vater in einem Brief, den er mir ins Feld schrieb, die damalige Situation:

Ruhpolding, 18. Juli 1917.

Lieber Karl!

Du bist sicher gespannt, Authentisches über die Ereignisse der letzten Tage zu erfahren, insbesondere soweit ich dabei in Mitleidenschaft gezogen war. Also: ich mußte Dienstag vor acht Tagen zu meinem lebhaften Verdrusse einer innerbayrischen Angelegenheit wegen abermals nach München fahren. Dort angelangt, wurde ich schriftlich, telegraphisch und telephonisch bestürmt, sofort nach Berlin zu kommen. Ich beschloß, die Entscheidung dem König zu überlassen. Als aber noch vorher, am Mittwoch in aller Frühe, von der Gesandtschaft gemeldet wurde, das Ansehen Bayerns verlange meine Anwesenheit, war es natürlich, daß der König entschied, ich möge

hingehen. So fuhr ich also in der Nacht von Mittwoch auf Donnerstag nach Berlin, begleitet von Stengel und dem Geheimen Rat Müller, meinem Reichsreferenten. In Berlin fand ich, insbesondere in Reichstagskreisen, Verwirrung, Ratlosigkeit und Direktionslosigkeit. Einigkeit schien nur in dem einen Gedanken vorhanden: Bethmann muß weg, wer nachkommt, ist einerlei. Ich suchte den Kanzler noch am Donnerstagvormittag auf und fand ihn ganz ruhig, gar nicht erregt, vollkommen sachlich, wirklich vornehm. Übrigens hatte ihn der Kaiser soeben wieder seines vollen Vertrauens versichert, und auch der Kronprinz, der, als er ankam, in das allgemeine Geschrei mit einstimmte und Tirpitz als den starken Mann haben wollte, war unter dem Einflusse seines Vaters umgestimmt worden. Aber es kam anders. Noch am Donnerstag kursierte in parlamentarischen Kreisen die Nachricht, Hindenburg habe seine und Ludendorffs Entlassung verlangt, falls Bethmann bleibe. Unerhört, aber wahr! Nun reichte Bethmann seine Entlassung ein und schlug mich als seinen Nachfolger vor. Der Kaiser, der kurz hintereinander zweimal Lerchenfeld hatte kommen lassen, rief ihn am Freitag, den 13. d. M., zum dritten Male zu sich. Ich ahnte nichts Schlimmes und wollte eben mit Stengel spazieren gehen, als Lerchenfeld zurückkam, aus dem Auto sprang und mir sagte: „Sie müssen annehmen, es hilft Ihnen nichts, Ihre Ernennung wird den Reichstag beruhigen, in Wien einen guten Eindruck machen und auch im Ausland, kurzum Sie müssen annehmen." Ich ließ mich auf keine Diskussion ein, zog mich auf mein Zimmer zurück und ließ mir die Sache ernsthaft durch den Kopf gehen. Eine Stunde später kam Valentini, der Chef des Zivilkabinetts, um mir im Namen des Kaisers in aller Form den Posten anzubieten. Als ich ihm sagte, es gehe nicht, schien er sehr verzweifelt, ich setzte ihm dann aber meine Gründe auseinander, die persönlichen und die sachlichen, und als ich ihm sagte, ich fühlte mich nicht stark genug, um den Kampf mit

der O.H.L., id est Ludendorff, die sich unaufhörlich in die politische Leitung einmischte, durchzuführen, meinte er zwar einen Augenblick, die Herren müßten eben schwören, das künftig zu unterlassen, sah aber dann die Unmöglichkeit der Durchführung ein und fand diesen Grund der Ablehnung seinerseits durchschlagend. Auch Lerchenfeld schloß sich nachträglich dem an. Am Nachmittag wurde dann Michaelis entdeckt, der sofort einschlug, der mir aber von drei Seiten als ein tüchtiger, zuverlässiger und energischer Mann geschildert wurde. Er besuchte mich sogleich nach seiner Ernennung, und ich hatte so Gelegenheit, ihm vom ersten Anfange an und in aller Entschiedenheit zu erklären, daß jedes Antasten des föderativen Charakters der Reichsverfassung auf den allerschärfsten Widerspruch in Bayern stoßen würde. Nun müssen wir sehen, wie es weiter geht, ob der neue Mann stark genug ist, in dem Berliner Hexenkessel Ordnung zu schaffen, und wohin der Weg geht. Die nächsten Tage werden wohl Klarheit darüber bringen.

Mir hat der König eine wirkliche Freude gemacht. Er war am Sonntagnachmittag eigens von Leutstetten hereingefahren, um meinen Bericht zu hören. Ich wußte nicht recht, war er mit meiner Ablehnung einverstanden oder nicht, als mir Dandl das Bild des Königs in silbernem Rahmen und mit der eigenhändigen Unterschrift „Zur Erinnerung an den 13. Juli 1917. Ludwig." überbrachte. Seit Montagnachmittag bin ich wieder hier, hoffentlich kommt nicht gleich wieder eine Unterbrechung.

Alles Gute und viele Grüße für Dich,

Dein treuer Vater.

Herr Michaelis, von dem behauptet wird, daß Ludendorff ihn „entdeckte", hat dann drei Monate das Amt des Reichskanzlers verwaltet, um es schließlich doch in die Hände meines Vaters zu legen. Als sich die Kanzlerkrisis Ende Oktober erneuerte und mein Vater zum zweiten Male vom Kaiser

gebeten wurde, als unser Bayernkönig ihn ersuchte, um des Vaterlandes willen nicht nein zu sagen, da glaubte er sich in vaterländischem Interesse verpflichtet, die schwere Bürde im Alter von 74 Jahren auf sich zu nehmen, um so mehr, als die O.H.L. feierlichst erklärt hatte, sich in die Führung der Politik nicht mehr einmischen zu wollen.

Das Telegramm, welches meinen Vater nach Berlin rief, war am 26. Oktober 1917 von dem bayrischen Gesandten, Grafen von Lerchenfeld, abgesandt worden und hatte folgenden Wortlaut:

„Bitte baldmöglichst kommen — Seine Majestät wird Ihnen erneut den Kanzlerposten anbieten — O.H.L. will sich nicht mehr in Politik einmischen — Michaelis wird preußischer Ministerpräsident — Sie sollen sich vorher mit den verschiedenen Parteiführern ins Benehmen setzen — Sie werden hier freudigst empfangen — Eine Ablehnung meiner Meinung nach unmöglich.

Lerchenfeld."

Wie bekannt, hat mein Vater die Mitarbeit von Herrn Michaelis abgelehnt und es vorgezogen, auch das Amt des preußischen Ministerpräsidenten auf sich zu nehmen. Sowenig sympathisch ihm dies als Süddeutschem war, so hielt er doch eine Trennung der beiden Stellen nach den Erfahrungen früherer Zeiten für unglücklich.

Mein Vater übernahm ein schweres Erbe. Der schrankenlose Unterseebootkrieg war seit Anfang Februar im Gange und hatte uns automatisch die Kriegserklärung Amerikas gebracht, ohne indessen den von dem deutschen Volke nach kurzer Zeit erhofften Erfolg zu erzwingen. Mein Vater hatte sich immer mit der Hoffnung getragen, daß es zu der Erklärung des schrankenlosen Tauchbootkrieges nicht kommen würde, er hielt das Eintreten Amerikas in den Krieg für ein Verhängnis für Deutschland. Ob und inwieweit freilich die

Möglichkeit vorhanden war, dem Kriege mit Amerika auszuweichen, das stand auf einem andern Blatte. — Ich für meine Person glaube nicht daran. Amerika, das innerlich längst auf der Seite der Entente stand, das sich finanziell auf seiten unserer Gegner engagiert und diese seit Kriegsbeginn mit allem für den Krieg Notwendigen versorgt hatte, wartete wohl lediglich auf den äußeren Anlaß, um in aller Form unser militärischer Gegner zu werden. Hätte ihm Deutschland den Anlaß nicht geboten, so würde es einen solchen zweifellos selbst gefunden haben. Deutschland durfte eben den Krieg gegen die ganze europäische Welt nicht gewinnen. Man hätte ja sonst das gute amerikanische Geld dem schlechten der Entente nachgeworfen.

Nun war beim Amtsantritt meines Vaters der schrankenlose Unterseebootkrieg bereits neun Monate im Gange, ohne daß sich beim Gegner Zeichen der Ermattung zeigten. Dagegen hatte sich Deutschland im Verlaufe dieser Zeit so ziemlich mit der ganzen Welt verfeindet, und auch die wenigen Neutralen, wie Holland, Spanien und Argentinien, waren infolge ihrer Schiffsverluste in ihren Sympathien zu Deutschland merklich abgekühlt.

Zu diesem Minus an politischen Erfolgen trat noch hinzu, daß seit Beginn des Herbstes etwa die ersten amerikanischen Truppen mit gewisser Regelmäßigkeit auf dem europäischen Kontinent eintrafen. Es bestand kein Zweifel mehr, daß im kommenden Jahr mit der Anwesenheit starker amerikanischer Kräfte gerechnet werden mußte.

Auf der andern Seite konnte zwar die deutsche Heerführung mit einer Reihe glänzender Waffentaten aufwarten. Der Einnahme Rigas war unmittelbar der Siegeszug in Italien gefolgt; die Dauerschlachten im Westen waren, abgesehen von zwei Schlappen (in der Champagne und vor Cambrai), für die deutschen Waffen erfolgreich gewesen. Rußland war zusammengebrochen.

Trotz all dieser militärischen Erfolge ließ sich indes ein Ende des Krieges nicht absehen. War daher das Erbe Michaelis', was die äußere Politik anbelangt, schon kein erfreuliches zu nennen, so wurde es durch die Verhältnisse im Innern des Reiches nicht angenehmer.

Der Reichstag hatte in der Friedensresolution des 19. Juli mühsam einen Zusammenschluß der „Mehrheitsparteien" zustandegebracht. (Über den Erfolg der Resolution waren die Ansichten geteilt.) Dagegen stand das Barometer des preußischen Abgeordnetenhauses infolge der bevorstehenden Einbringung des Wahlgesetzes mit dem allgemeinen gleichen Wahlrecht auf Sturm. Das gleiche Wahlrecht in Preußen, von einer preußischen Regierung vorgelegt, an deren Spitze ein süddeutscher, ein katholischer Ministerpräsident stand, der vordem im Lande der „wilden Bergvölker" (wie einmal ein preußischer Kavalleriemajor zu einem Herrn meiner Schwadron im Kriege sagte) gelebt und gewirkt hatte, — das war und blieb zuviel für ein (östliches) Preußenherz.

Mein Vater war sich der Schwierigkeiten wohl bewußt. Hatten sie ihn das erste Mal abgehalten, das Amt des Kanzlers anzunehmen, so war es nur die Liebe zum deutschen Vaterlande, die ihn erhoffen ließ, daß es ihm gelingen möchte, all den Hindernissen zum Trotz die Einigkeit im Innern des Reiches bis zu einem glücklichen Friedensschlusse zu wahren.

Die politischen Vorgänge, die den Weltbrand entfacht hatten, kannte mein Vater naturgemäß nur in den Hauptzügen, da er als bayrischer Ministerpräsident in die Geheimakten des Auswärtigen Amtes nicht eingeweiht war. Aber wie jedem guten Deutschen stand ihm die Schuldlosigkeit Deutschlands außer irgendeinem Zweifel, war er von der gerechten und heiligen Sache überzeugt, um derentwillen im August 1914 Deutschlands Söhne ins Feld gezogen waren, um Herd und Heimat zu schützen. Aus diesem Empfinden und einem angeborenen

Optimismus heraus konnte er auch an eine Niederlage Deutschlands nicht denken.

Neben seinem Optimismus brachte mein Vater noch eine andere Eigenschaft mit, die ihm in seinem Leben den Verkehr mit hoch und niedrig stets erleichtert hat: den Glauben an die anständige, ehrenhafte Gesinnung des Mitmenschen. Mein Vater pflegte zu sagen, wenn ich so manchmal einen Zweifel an der Zuverlässigkeit von dem und jenem äußerte: „Ich traue jedem, solange ich mich nicht vom Gegenteil überzeugt habe; eine ersprießliche Zusammenarbeit ist sonst nie möglich." So vertraute er der O.H.L., deren glänzende Erfolge während dreieinhalb Kriegsjahren ihm keinen Anlaß zu Mißtrauen boten. Er vertraute, wenn auch mit Reserve, den Erfolgen der Marine. Er vertraute vor allem seinen Mitarbeitern, deren Tüchtigkeit und Können er hoch einschätzte. Daher erlebte er die Freude, daß während seiner Amtszeit ein harmonisches Zusammenarbeiten nicht nur unter den Staatssekretären, sondern auch unter den preußischen Ministern herrschte.

Anderseits hat mein Vater oft selbst gesagt, daß er keine Kampfnatur sei. „Mein Einfluß reicht nur so weit, als sich etwas durch Vernunft und gütliches Zureden erreichen läßt." Diese Worte gebrauchte er mehr wie einmal im Gespräche, wenn wir uns über die Widerstände unterhielten, die sich ihm von dieser oder jener Seite gegenüberstellten. Ich möchte aber gleich hinzufügen, daß es ihm fast immer gelang, die Menschen von der Richtigkeit seiner Anschauungen zu überzeugen.

Damit komme ich zu dem persönlichen Verhältnis, in dem mein Vater zu den leitenden Männern des Reiches stand. Vor allem zum Deutschen Kaiser. Es war vom ersten Tage bis zum letzten ein ausgezeichnetes, nicht etwa deswegen, weil mein Vater den Schwächen des Kaisers, die diesem wie jedem Sterblichen eigen waren, blind gegenübergestanden wäre oder sie nicht hätte sehen wollen. Mein Vater wußte mit

ihnen zu rechnen wie mit jeder andern Hemmung. Er hat aber auch mehr wie einmal das große Wissen des Kaisers ebenso wie dessen ausgesprochen politischen Verstand anerkannt. Und er war von dem ehrlichen Willen des Kaisers, nur das Beste für das Vaterland zu wollen, ebenso überzeugt, wie er mit Freuden seinen religiösen Sinn und sein Bekenntnis zu einer christlichen Weltanschauung beobachtete. Bei allen Gelegenheiten hat mein Vater immer rückhaltlos, mit gewohnter Offenheit mit dem Kaiser gesprochen und bei ihm stets nicht nur ein bereitwilliges, sondern auch ein verständnisvolles Ohr gefunden. Es sei hier nur an die Frage des allgemeinen gleichen Wahlrechts für Preußen erinnert, in der der Kaiser seinem einmal gegebenen Worte auch innerlich bis zuletzt treu blieb. Daß freilich Personen aus der Umgebung des Kaisers gar manchmal ihren Einfluß in anderer Richtung geltendmachten, als es meinem Vater erwünscht war, kann nicht abgeleugnet werden. Es wäre aber ein großer Irrtum, zu glauben, daß der Kaiser durch seinen Kanzler nicht von all dem unterrichtet wurde, was das Wohl und Wehe des Reiches betraf. Vielleicht ist es sogar meinem Vater mehr wie seinen Vorgängern gelungen, dem Kaiser menschlich näherzutreten. Der Abschied zwischen diesem und meinem Vater war sicherlich ein herzlicherer, als der, den im November 1918 Hunderttausende von ihrem Preußenkönig nahmen, dem sie noch etliche Wochen früher zugejubelt hatten, und dessen Verdienste um ihr Land sie gleich denen vergaßen, die sich die Vorfahren des letzten Hohenzollernkaisers um Preußenland erworben hatten.

Wie zum Kaiser so stand auch zu dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg mein Vater in dauernd guten und angenehmen Beziehungen, die keinen Riß erfuhren, als er am 29. September in Spa um seine Entlassung bat. In freundlicher Erinnerung wird mir stets der letzte Besuch des Feldmarschalls bleiben, den er uns in Spa zur Nachmittagszeit

abstattete und in dem Kanzler und Feldmarschall voneinander Abschied fürs Leben nahmen.

Anders war das Verhältnis zu Ludendorff. Innerlich nahe ist mein Vater dem berühmten Strategen nie gekommen; so sehr er dessen militärische Gaben anerkannte, so wenig konnte ihm dessen persönliches Auftreten angenehm sein. Erziehung und Geistesrichtung der beiden waren eben doch zu verschieden. Die Art Ludendorffs, auch die Politik durch die militärische Brille zu sehen, wobei nach kurzer Überlegung nur der Befehl als einzige Folge sich ergab, lief den Anschauungen meines Vaters, für den Politik die Kunst des Möglichen war, entschieden zuwider. Es ist daher namentlich in der ersten Zeit zu mehrfachen Zusammenstößen zwischen beiden gekommen, von denen später die Rede sein wird. Hervorheben aber möchte ich hier schon, daß die Vorstellung, als habe Ludendorff unbeschränkt in die Führung der Reichsgeschäfte eingegriffen, als habe er in Wahrheit die Zügel der Politik geführt, durchaus unrichtig ist. Sehr gut ist mir unter anderem ein von Ludendorff unterschriebenes Telegramm der O.H.L. in Erinnerung, in dem sich dieser beklagt, daß er „von dem Herrn Reichskanzler gänzlich an die Wand gedrückt würde".

Betonen will ich bei dieser Gelegenheit, daß mein Vater von Beginn seiner Amtstätigkeit in Berlin an stets von dem aufrichtigen Streben erfüllt war, mit den Herren der O.H.L. vertrauensvoll und einmütig zusammenzuarbeiten; es entsprach dies nicht nur seiner ganzen Charakteranlage, sondern auch dem Gedanken, daß die fortgesetzte Betonung des verschiedenen Standpunktes (Politiker und Feldherr) dem Wohle des Vaterlandes nicht dienlich sein konnte. Wenn es trotzdem nicht ohne Reibungen abging, so lag das nicht an meinem Vater, der mehr wie einmal Ursache hatte, den politischen Bemühungen namentlich auch der sogenannten dii minorum gentium des Großen Hauptquartiers entgegenzutreten.

Eine der Hauptursachen solcher häufig wiederkehrenden Unstimmigkeiten zwischen der Reichsleitung und der O.H.L. waren die Verhältnisse in den besetzten Gebieten von West und Ost. Hierüber wurden des öfteren scharfe Telegramme zwischen Kanzler und O.H.L. gewechselt. Nach der tatsächlich bestehenden Lage waren die Generalgouverneure dortselbst nicht dem Kanzler und noch weniger dem Parlamente, sondern ausschließlich dem Kaiser für ihr Tun und Lassen verantwortlich. Naturgemäß standen sie als Offiziere dem Generalstab des Feldheeres näher als der Reichsleitung, die ihrerseits vor dem Reichstage Rechenschaft ablegen sollte über alle und jede Unterlassungs- und andere Sünde, die in Belgien wie im Osten begangen wurde.

Die Reichsleitung, an den Aufenthalt in Berlin zum mindesten während der Parlamentssitzungen gebunden, erhielt wohl ihre Berichte von den in den besetzten Gebieten verwendeten Diplomaten. Allein eine genauere Beurteilung der wirklichen Lage in diesen Gebieten war naturgemäß lediglich auf Grund dieser Berichte unmöglich; erst eine im Sommer 1918 unternommene Reise nach Brüssel verschaffte meinem Vater die Gelegenheit, die Verhältnisse dort und in Belgien persönlich in Augenschein zu nehmen und seine Kenntnis der Dinge durch eigenen Einblick zu ergänzen. Es ist dann auch manches anders geworden, so z. B. wurde der von einzelnen Vertretern der deutschen Schwerindustrie betriebenen Politik, die auf den Erwerb des sogenannten Kempenlandes hinzielte, energisch Halt geboten.

Bei dieser Gelegenheit scheint mir zur Beleuchtung der Stimmung in Belgien die Wiedergabe eines Briefes am Platze zu sein, den eine hohe belgische Persönlichkeit auf einem seltsamen Wege in die Hände meines Vaters spielte. Eines Tages erhielt derselbe einen, nach dem Poststempel zu schließen, in Deutschland aufgegebenen Feldpostbrief, dessen Aufschrift die Feder eines Soldaten vermuten ließ. Ich öffnete den Umschlag; in demselben befand sich zu meinem Erstaunen nachstehend

wiedergegebenes Schreiben des Kardinals Mercier, in dem dieser sich in einem sehr ungewöhnlichen Tone über die bevorstehende Beschlagnahme der belgischen Kirchenglocken durch das deutsche Gouvernement beschwerte. Der mit Maschine geschriebene, mit der eigenhändigen Unterschrift des Kardinals versehene Brief lautete:

Archevêché de Malines

Malines, le 14 février 1918.

Monsieur le Chancelier,

Monsieur le Gouverneur Général de Bruxelles, Baron von Falkenhausen, me fait savoir, par lettre du 8 février, qu'il procédera très prochainement à la saisie des cloches et des tuyaux d'orgues de nos églises.

Déjà, en septembre 1917, une rumeur s'était répandue, que l'Occupant projetait de convertir ces objets du culte en munitions de guerre à exploiter contre nous et nos alliés. Nous tentâmes d'apaiser l'émoi de nos populations chrétiennes, en sollicitant de Monsieur le Gouverneur Général une assurance que, fidèle à la parole plusieurs fois donnée et promulguée par ses prédécesseurs, il ferait respecter en Belgique les droits de l'Eglise. Les évêques de Namur et de Liège avaient joint leur signature à la mienne.

Il nous avait été impossible, alors comme aujourd'hui, d'entrer en communication avec les évêques de Bruges, de Gand et de Tournai, mais, indubitablement, ils sont d'accord avec leurs collègues, et la présente requête peut être considérée comme l'expression de leur sentiment.

La réponse du Gouverneur Général, datée du 29 septembre 1917, fut évasive. Celle du 8 février nous annonce que nous n'avons plus d'illusion à garder et que, si Sa Majesté Impériale ne daigne pas nous couvrir de

sa protection, le sacrilège sera, dans peu de jours, consommé.

Nous n'avons plus d'espoir, Excellence, que dans votre haute intervention.

La convention de La Haye, par son article 46, fait à l'Occupant un devoir de respecter et l'exercice du culte, et la propriété privée, individuelle ou collective.

L'article 53 lui impose de limiter les réquisitions en nature aux besoins de l'armée d'occupation.

Il est superflu de dire que les cloches et les orgues ne servent pas aux besoins de l'armée d'occupation; sont du domaine de la propriété privée; servent à l'exercice du culte catholique.

Au nom du droit international, souscrit par la plus haute autorité de l'Empire d'Allemagne et du Royaume de Prusse, je demande donc à Votre Excellence d'empêcher la promulgation de la mesure dont l'Eglise de Belgique est menacée.

Catholique comme nous, Votre Excellence n'ignore pas que la saisie violente d'une cloche d'église est un sacrilège.

La cloche est un objet consacré, c'est-à-dire irrévocablement voué au culte divin. L'évêque l'a non seulement bénie, mais ointe de l'huile sainte et du Saint-Chrême, afin qu'elle soit, selon le langage de la Liturgie, sanctifiée par l'Esprit Saint: „Sanctificetur a Spiritu Sancto", et qu'à sa voix les fidèles reconnaissent la voix de l'Eglise, appelant ses enfants à se presser dans son sein: „Vasculum ad invitandos filios Sanctae Ecclesiae praeparatum, ut festinantes ad piae matris Ecclesiae gremium, cantent in Ecclesia Sanctorum canticum novum." Cette voix de la cloche, qui a sonné votre initiation à la

vie chrétienne et sonnera votre comparution devant le tribunal de Dieu, vous la connaissez, Excellence, vous la vénérez, vous l'aimez.

Ce qu'elle était pour vous, simple fidèle, elle l'est encore pour le Chancelier de l'Empire. Les dignités humaines ne changent rien aux réalités de l'ordre spirituel ni au droit ecclésiastique. Vous ne pourriez ni ordonner ni autoriser la profanation de cloches consacrées au culte catholique, sans coopérer à un sacrilège.

Nos Vénérés Collègues de l'Episcopat Allemand et de l'Episcopat Autrichien ne contrediront pas à ces principes. Ils n'ont pu que subir, la mort dans l'âme, l'enlèvement des cloches de leurs églises. Si le patriotisme a, peut-être, excusé, à leurs yeux, une tolérance d'un mal qu'ils se sentaient impuissants à empêcher, le patriotisme corrobore, au contraire, pour nous la loi de la résistance; nous trahirions, à la fois, l'Eglise et la patrie, si nous commettions la lâcheté de fournir à l'ennemi la matière d'engins de destruction destinés à porter la mort dans les rangs des héros qui se sacrifient pour nous.

Laissez-moi ajouter, Monsieur le Chancelier, que l'attentat annoncé par Monsieur le Gouverneur Général de Bruxelles blesserait au cœur un peuple qui n'a jamais voulu à l'Allemagne que du bien; que l'Allemagne s'était engagé par serment à couvrir de sa protection, et auquel il serait bien temps, en vérité, qu'elle épargnât de nouvelles douleurs.

Il entre assurément dans les espérances de vos compatriotes de renouer, un jour, avec notre pays des relations pacifiques. Le souvenir d'une atteinte, par la force, à des intérêts religieux profondément chers à chaque diocèse, à chaque paroisse, à chaque famille chrétienne de notre pays se prolongerait à travers plusieurs générations, y entretenant la haine au lieu de la

charité. Le Chancelier ne jugera-t-il donc pas que l'avenir économique de l'Allemagne est d'accord avec les revendications du droit international et d'un droit sacré de l'Eglise notre Mère?

Excellence, je présente avec confiance ma requête à l'homme dont toute la noble carrière fut consacrée au service du droit; au chrétien, qui a tenu à honneur, toujours, de se faire le champion des droits de l'Eglise et de la conscience catholique, et je prie le Chancelier de l'Empire d'agréer l'hommage de ma très haute considération.

‡ D. Card. Mercier, Arch. de Malines.

Mein Vater war über dieſen Brief und die Art ſeiner Beförderung in hohem Maße peinlich berührt. Perſönlich der Meinung, daß die Wegnahme der Kirchenglocken wenn irgend möglich im beſetzten Gebiete zu vermeiden ſei, und bereit, ſeinerſeits das Mögliche für eine Abhilfe zu tun (die zuſtändige Stelle war das Generalgouvernement in Belgien), befremdete ihn der Ton des Kirchenfürſten und die Art und Weiſe, wie er ihn an die Gemeinſamkeit des Glaubens zu erinnern für gut befand, auf das höchſte. Doch nahm er Gelegenheit, mit dem Kaiſer über die beabſichtigte Beſchlagnahme zu ſprechen. Der Erfolg iſt aus Ludendorffs Kriegserinnerungen bekannt. Dem Kardinal zu antworten konnte ſich mein Vater nicht entſchließen. Der Kirchenfürſt hat vielleicht ſpäter eingeſehen, daß er in dem Briefe zu weit gegangen war; denn als uns im Sommer während unſerer Anweſenheit in Spa gelegentlich der Chef der politiſchen Abteilung beim belgiſchen Generalgouvernement, Frhr. v. d. L., beſuchte, brachte er auch beſondere Grüße des Herrn Kardinals Mercier mit, der dem Kanzler ſeine hohe Wertſchätzung ausſprechen ließ!

Hatte derſelbe ſich in der Zwiſchenzeit vergewiſſert, daß mein Vater auch als Kanzler des Deutſchen Reiches ſeine religiöſe Überzeugung nie verleugnete?!

Wie für den Westen, so hätte sich auch für die besetzten Gebiete des Ostens eine Reise gelohnt, um die Verhältnisse dort näher in Augenschein zu nehmen. Doch war dies meinem Vater nicht mehr möglich. Sein Tag hätte statt zehn Arbeitsstunden deren zwanzig haben müssen!

Nicht vergessen darf ich, des dauernd guten Einverständnisses Erwähnung zu tun, in dem mein Vater sich mit seinem Stellvertreter, Herrn v. Payer, befand, dessen geraden, aufrechten Charakter er ebenso hoch schätzte wie seinen politischen Verstand, seine unermüdliche Arbeitskraft und sein Geschick, in schwierigen Fragen mit den oftmals äußerst erregten Abgeordneten des Reichstages zu verhandeln. Wir haben zusammen den letzten Besuch bei Herrn v. Payer und dessen liebenswürdiger Gattin gemacht, und ich entsinne mich noch, daß mein Vater dem im Amte Bleibenden eindringlich ans Herz legte, den föderativen Charakter des Reiches, die Schöpfung Bismarcks, zu hüten und zu wahren. Herr v. Payer hat gewiß das Seine getan, die damals gegebene Zusicherung zu halten. Wie lange ihm das noch möglich war, ist ja bekannt.

Die Beziehungen meines Vaters zu den Angehörigen des deutschen wie des preußischen Parlaments kennzeichnen sich am einfachsten dadurch, daß derselbe, obwohl selbst lange Jahre Parlamentarier — oder vielleicht gerade deswegen? — ein absoluter Gegner der von vielen heiß erstrebten Parlamentarisierung in Deutschland war.

Persönlich hat er mit den Abgeordneten beider Häuser nie in Fehde gelegen, eingedenk seines alten Wahlspruches, den er einmal der Gattin eines verwandten Parlamentariers ins Stammbuch schrieb:

„Daß Politik die Menschen trennt, klagt man seit alten Tagen:
Mich hat die Politik gelehrt, mit Menschen sich vertragen!"

Im Grunde war mein Vater sehr ungern Kanzler des Deutschen Reiches. Was ihn hielt, war ausschließlich ein

hohes Pflichtbewußtsein, die große Liebe zum Vaterlande! So sehr er daher den Tag herbeisehnte, an dem ihm ein otium cum dignitate beschieden werden würde, so hielt er es doch für seine Pflicht, auf seinem Posten auszuharren, solange es ihm im Interesse des deutschen Vaterlandes notwendig erschien und solange es ihm seine Gesundheit erlaubte. Intrigen, wie sie in Berlin ja an der Tagesordnung sind, das Gerede unverantwortlicher Menschen, die bald diesen bald jenen zum Nachfolger meines Vaters ernannten, dabei wohl auch das hübsche Mittelchen anwendeten, denselben als fertigen, kränklichen, womöglich bettlägerigen alten Herrn hinzustellen, ließen ihn gänzlich kalt. So besitze ich z. B. die ausführlichen Darlegungen eines Anonymus aus dem Reichstage, der schon in den letzten Tagen des April 1918 genaue Angaben macht über eine große „Aktion", die etwa im Juni, wenn die große Offensive „doch zu keinem Resultat geführt habe", von Stapel laufen sollte. Ein Kampf auf Leben und Tod mit der O.H.L., wohlvorbereitet durch eine entsprechende Stimmungsmache, die Einbringung einer neuen Wehrsteuervorlage, von einem Abgeordneten ausgedacht, um das Volk von der Sinnlosigkeit des Krieges zu überzeugen, und anderes mehr waren die Mittel, um mit der O.H.L. auch den Kanzler zu stürzen und den letzteren durch einen dem Parlament genehmen Mann zu ersetzen. Mein Vater hat das Schriftstück gelesen und es dann kopfschüttelnd zu „dem übrigen" gelegt. Mir ist bis zum heutigen Tage der Zweck solcher Machenschaften nie ganz klar geworden. Wozu dienten sie anders, als um Unruhe und Nervosität unter dem deutschen Volke zu erzeugen!

Ähnlichen ministerstürzenden Plänen gegenüber hat mein Vater einmal als bayrischer Ministerpräsident einem Abgeordneten des Landtags geantwortet: „Wenn Sie nur wüßten, wie gerne ich gestürzt wäre!" Der Abgeordnete soll etwas erstaunt nach Hause gegangen sein.

Was mein Vater erhoffte, das war, dem deutschen Vaterlande einen guten Frieden bringen zu können. Ich sage absichtlich: guten. Denn ein Friede mit Annexionen in West und Ost, die der Keim neuer Kriege gewesen wären, war nicht in seinem Sinne.

Daß er sich anderseits von der militärischen Lage der Zentralmächte bedeutend mehr versprach, als diese tatsächlich bieten konnte, lag an den Berichten und Meldungen, die er von der O.H.L. erhielt und die allein für ihn maßgebend sein durften. Er hat noch im Spätsommer 1918, als wir den Höhepunkt militärischer Erfolge überschritten hatten, die Hoffnung gehegt, mit dem Auslaufen der großen feindlichen Gegenoffensive — und jede Offensive, auch die mit stärksten Mitteln unternommene, läuft sich in irgendeiner Linie tot — den Moment zu einer energischen Friedensaktion zu erfassen. Nach all dem, was ich seither, namentlich von den aus vorderster Linie heimgekehrten Frontoffizieren gehört habe, glaube ich auch heute noch, daß dieser Augenblick mit dem Eintreten des Winters gekommen wäre. Unterdessen ist der Nervenzusammenbruch des nicht zuletzt durch die raffinierteste feindliche Propaganda in Deutschland betörten Volkes eingetreten.

Im Vorstehenden habe ich versucht, die Beziehungen meines Vaters zu den Persönlichkeiten darzustellen, denen die Geschicke des Reiches während des Krieges anvertraut waren. Als der Mann der Wissenschaft, der stille Gelehrte, der feinsinnige Kunstkenner, der Führer der Katholiken Deutschlands, der Präsident der von ihm ins Leben gerufenen Görres-Gesellschaft, der Mitbegründer und Präsident der deutschen Gesellschaft für christliche Kunst, der Sozialpolitiker, der mehr wie manch anderer Verständnis für die Not der arbeitenden Bevölkerung hatte, ist er ja vielen guten Freunden und Gleichgesinnten bekannt. Was er den Verwandten, der Familie war, das wissen nur die Angehörigen, vor allem seine Kinder,

denen er der treubesorgteste Vater, der gütigste, nachsichtigste Erzieher gewesen ist. Wir Kinder werden immer mit tiefer Verehrung und ungetrübter Freude an die Zeiten des Elternhauses denken, in denen der Vater mit uns unsere kleinen Sorgen teilte, in denen er des Abends nach vollbrachtem Tagewerk uns in die Welt der Dichter einführte und sich mit uns an ihren ewigen Schönheiten erfreute.

Wie viele unvergeßliche Stunden habe ich in diesem Elternhause verlebt, das vielleicht wie wenige in Deutschland imstande war, den Sinn der heranwachsenden Jugend für das Gute und Schöne zu pflegen, in denen die Männer der Wissenschaft wie der Kunst und nicht zuletzt der Politik ein- und ausgingen, so daß wir in unserer Jugend schon den Pulsschlag des geistigen Lebens Deutschlands spürten.

Vierzehn Tage vor dem Ausscheiden aus seinem Amte hat mein Vater, an dessen Wiege wohl auch der Genius der Dichtkunst Pate gestanden ist — besitzen wir doch in der Familie eine Anzahl schöner Gelegenheitsgedichte von ihm —, seinen in die Zukunft schauenden Gedanken Ausdruck gegeben durch eine kleine Dichtung, die ihm in den Sinn kam, als er die Räume seiner Bücherei durchschreitend sah, wie die Abendsonne ihren goldenen Schein auf seine geliebten Bücher warf, und die erkennen läßt, daß er im Grunde seines Herzens ein Mann der stillen Gelehrtentätigkeit auch dann geblieben ist, als ihn des Reiches Not auf den höchsten, verantwortungsvollsten Posten gerufen hat.

Ich setze das kleine Gedicht hierher:

An meine Bücher.

Wie schön vergoldet der Abendschein
Die Bücher dort an den Wänden.
Mir ist's, als lüden sie freundlich mich ein,
Als winkten sie mir wie mit Händen.

Die Bücher:

Wir waren Gefährten der Jugendzeit,
Wir zeigten das Leben von ferne.
Wir waren zu helfen, zu trösten bereit
Wie stille, freundliche Sterne.

Dich trieben sie mitten ins Leben hinein,
Du solltest raten, entscheiden,
Der erste im Rate der Könige sein,
Das Schicksal der Völker zu leiten.

Nun bist du müde, die Bürde war schwer.
Wirf ab, die dich drücken, die Lasten.
Wirf ab der Sorgen quälendes Heer,
Bei uns magst du ruhen und rasten.

Die Revolution, die in den trüben Novembertagen des Jahres 1918 über Deutschland hinweggebraust ist und die in wenigen Stunden das zerstörte, für das mein Vater sein ganzes Leben arbeitete, hat ihm das Herz gebrochen.

Wohl ihm, daß ihm erspart geblieben ist, das zu schauen, was wir, vor den Trümmern des Deutschen Reiches stehend, täglich erleben!

Erſtes Kapitel.

Wie ich in die Reichskanzlei kam. Erſte Eindrücke.

Dreieinhalb Jahre hatte ich ſeit Kriegsbeginn meine Schwadron geführt und mit ihr die verſchiedenſten Kriegsſchauplätze betreten. Am 1. Oktober 1917 war ich telegraphiſch als Diviſionsadjutant der berühmten 11. Bayriſchen Infanterie-Diviſion nach dem Weſten abberufen worden. Vom Stochod, wo wir damals den Ruſſen gegenüberlagen, reiſte ich nach Hauſe, um mir den Aufenthalt der Diviſion in der Heimat zu erfragen. In Berlin traf ich am Anhalter Bahnhofe zufällig mit meinem Vater zuſammen, der eben von den Sitzungen des Ausſchuſſes für auswärtige Angelegenheiten kam und im Begriffe ſtand, nach München zurückzukehren.

Seit dem 13. Juli war Herr Michaelis der Nachfolger Herrn v. Bethmanns. Er war ein Ehrenmann, den Schwierigkeiten des Amtes aber kaum gewachſen. Seit ſeiner unglücklichen Redewendung: „wie ich es auffaſſe", herrſchte eine latente Kanzlerkriſis.

Als ich nun mit meinem Vater und ſeinem Legationsrat im Salonwagen nach München fuhr, erzählte mir der erſtere, daß ſich für den Augenblick die erhitzten Gemüter Berlins beruhigt hätten. Eine akute Kriſis beſtehe nicht mehr; er hoffe, Michaelis werde ſich halten, damit dem Reiche eine neue Aufregung erſpart bleibe; er für ſeine Perſon ſei nur zu froh, daß er durch ſeine Ablehnung im Juli aus der Reihe der möglichen Nachfolger ausgeſchieden ſei.

Ich hatte in meinem Unterstande am Stochod die Zeitungen mit Unlust gelesen, des ewigen politischen Haders müde, und freute mich, von meinem Vater zu hören, daß er selbst nicht daran dachte, in seinem hohen Alter noch an solche Stelle berufen zu werden.

Nach kurzem Wiedersehen mit meiner Familie reiste ich an die Westfront weiter.

Und dann lag die Division vor Paschendaele. Großkampf: Die Häuser erbebten und erzitterten unter den fortgesetzten Einschlägen schwerer und schwerster Artillerie. Ich hatte den ganzen Vormittag auf meinem Zimmer gearbeitet und betrat kurz vor 1 Uhr das Speisezimmer des Stabes. Eben wurde die Vormittagsausgabe des Belgischen Kuriers verteilt. Ich warf einen Blick auf die erste Seite: „Rücktritt von Michaelis. Ministerpräsident Graf v. Hertling nach Berlin berufen. Graf v. Hertling hat angenommen." Da betrat unser allverehrter Kommandeur das Zimmer, und wir setzten uns zu Tische. In mir wirbelten die Gedanken im Kopfe. Ich konnte mich an der allgemeinen Unterhaltung nur schwer beteiligen und blieb in Gedanken versunken. Ich dachte an das hohe Alter meines Vaters, an die Schwierigkeiten, mit denen er als Bayer und Katholik vom ersten Tage an zu kämpfen haben würde, und hoffte im stillen, er werde ablehnen. Dann aber mußte ich an sein großes Pflichtgefühl denken, das ihn sein ganzes langes Leben begleitet hatte. Ich überschlug für mich rasch die Zahl der Persönlichkeiten, die für den Kanzlerposten in Betracht kommen konnten. Sie war klein, wie Deutschland ja in seiner schwersten Zeit nur über wenige hervorragende Männer verfügte. Nicht unmöglich schien mir Kühlmann, wenn auch etwas jung. Aber was konnte ich, der ich das Leben in der geistigen Zentrale Deutschlands nicht kannte, wissen!

Nach Tisch saß ich wieder an meinem Schreibtisch, an dem das Telephon fortgesetzt klingelte. Wieder ein Anruf. Ich

meldete: „Hier Adjutant 11. Bayrische!" „Hier II a Gruppe Ypern. Sagen Sie mal, Herr Graf, ist das Ihr Herr Vater, der Reichskanzler werden soll?" — „Hoffentlich nicht!" antwortete ich. — Ich glaube, meine lakonische Antwort wurde nicht gleich verstanden!

Die nächsten Tage aber erhielt ich Gewißheit durch einen Brief von meinem Vater selbst, der mir aus Berlin schrieb, er hätte das zweite Mal unmöglich nein sagen können und habe das schwere Amt in Gottes Namen übernommen. Er habe schon Schritte getan, um mich als seinen persönlichen Adjutanten zu sich kommen zu lassen. Weiteres würde ich hören. So machte ich mich denn bereit, meine Division, bei der ich noch nicht allzulange Adjutantendienst getan hatte, wieder zu verlassen. Aber noch tobte der Großkampf um Paschendaele, und erst nach ungefähr vierzehn Tagen, als die Division abgekämpft und herausgezogen worden war, um nach drei Rasttagen in Roubaix an einer ruhigen Front vor Verdun eingesetzt zu werden, ereilte mich der telegraphische Befehl, zum Ersatztruppenteil einzurücken, um von dort aus nach Berlin zu meinem Vater kommandiert zu werden. Ich packte meine sieben Sachen zusammen und fuhr heimwärts; zwei Tage weilte ich zu Hause bei Frau und Kindern, dann setzte ich mich in den Nachtschnellzug nach Berlin und langte dort am 24. November in der Frühe an. An der Bahn holten mich meine Schwester und der bayrische Geheime Legationsrat Frhr. v. Stengel ab, der meinen Vater nach Berlin begleitet hatte und ihm von der bayrischen Regierung in der liebenswürdigsten Weise für die ersten Monate in Berlin zur Verfügung gestellt worden war. Schon von München her befreundet, haben wir auch in Berlin gute Freundschaft gehalten; er blieb noch bis Ende Januar und kehrte dann in das Ministerium des Äußern nach München zurück.

Nie sind die Unterschiede des Lebens größer als im Kriege. Ich habe im Westen in zerstörten Villen und armseligen

Bauernhäusern gelebt, im Osten in den Insekten bergenden Hütten der anspruchslosen russischen Untertanen; in Siebenbürgen schlief ich meist unter freiem Himmel, und in Rumänien krochen wir des Abends müde in irgendein schmutziges winziges Zimmerchen der wie Sklaven lebenden Söldlinge der Bojaren. Als ich aus meinem Unterstand am Stochod, in dem das Wasser fußhoch stand, als Adjutant nach dem Westen kam, hatte ich in Frankreich wie in Flandern verhältnismäßig gutes Quartier in wohlerhaltenen Häusern. Nun wohnte ich bei meinen Eltern im Hause des Reichskanzlers in der Wilhelmstraße und wußte von den sogenannten Unbequemlichkeiten des Kriegslebens nichts mehr. In mein Zimmer drang kaum der Lärm des Tages, und zeitweise erinnerte mich nur das Dröhnen ferner Geschütze auf irgendeinem Übungsplatz daran, daß die Welt in Flammen stand. Und doch habe ich gar manchesmal meine Gedanken auf dem Wege zur Front ertappt, und als mein Regiment nach dem Abbruch der Verhandlungen in Brest die Pferde zäumte und aus dem Schützengraben in den Sattel stieg, um durch die Ukraine bis an das Asowsche Meer zu reiten, da meinte ich oft, es nicht mehr aushalten zu können in den feierlichen Räumen des Reichskanzlerhauses, und sehnte mich hinaus zu meinen Kameraden in die fremde Welt.

Das Haus in der Wilhelmstraße, in dem seit Bismarcks Zeiten die Schmiede des Reiches stand, ist ein altes Palais der Familie Radziwill. Leider wurde schon zur Zeit des ersten Kanzlers die Freitreppe, die aus dem Erdgeschoß in den ersten Stock führte, entfernt und durch eine kleine, unscheinbare Seitentreppe ersetzt. Das hat die Wohnlichkeit des Hauses nicht erhöht und ihm dafür etwas von dem vornehmen Stil genommen, den es sonst zweifellos besitzt. Eine ganze Reihe großer Säle liegen ineinanderlaufend im ersten Stockwerk und schauen in den Garten mit den prächtigen alten Bäumen. Die Inneneinrichtung der Räume befriedigt

unsern durch die Kunst und die alte Kultur Münchens verwöhnten Sinn nicht. Derselben Ansicht war wohl auch Herr v. Bethmann, der jedesmal, wenn er meinen Vater in München aufsuchte, eine Bemerkung über das schöne Palais am Promenadenplatz fallen ließ. Dazu kam, daß das Haus in einem wenig gepflegten Zustand war, nachdem Herr v. Bethmann seit dem Tode seiner Frau verhältnismäßig zurückgezogen gelebt und keine Reparaturen mehr hatte vornehmen lassen. Und Herr Michaelis war zu kurz Kanzler gewesen.

Fast elf Monate habe ich in der Wilhelmstraße 77 gewohnt und die Geschehnisse dieser Zeit von hier aus an mir vorüberziehen sehen. Es gab nichts, in das mich mein Vater nicht eingeweiht hätte. Was habe ich während dieser Zeit alles erlebt!

Die ersten Tage meiner Anwesenheit in Berlin waren mit den notwendigen Besuchen ausgefüllt. Ich machte mich mit den Herren der Reichskanzlei und des Auswärtigen Amtes, zu dem ich kommandiert und von welchem ich in die Reichskanzlei ausgeliehen war, bekannt. An die Spitze derselben hatte sich mein Vater auf Anraten des bayrischen Gesandten, Grafen v. Lerchenfeld, den damals im Auswärtigen Amte tätigen Herrn v. Radowitz gerufen. Derselbe gehört der bekannten Diplomatenfamilie an und war bis zum Beginn des Krieges Botschaftsrat in Paris gewesen. Ein sehr gescheiter und kluger Kopf, in allen Ressortfragen bewandert, persönlich mit den maßgebenden Beamten und Diplomaten des Reiches gut bekannt, hat er meinem Vater während seiner Amtszeit ganz ausgezeichnete Dienste geleistet. Da er zudem ein immer liebenswürdiges Naturell sein eigen nannte und ein Freund des Humors auch in schwierigen Lagen blieb, so trat er nicht nur meinem Vater, sondern auch mir bald innerlich näher.

Herr v. Radowitz wurde von meinem Vater hochgeschätzt. Er hatte gleich dem letzteren die Eigenschaft, alle Dinge mit

einer gewissen kühlen Zurückhaltung zu betrachten. Dies hat den beiden die gemeinsame Arbeit in einer Zeit höchster Nervenspannung sicher erleichtert. Denn auch mein Vater konnte, seiner Entwicklung vom Philosophen zum Staatsmanne entsprechend, politische Geschehnisse nicht anders als unter der Lupe des kritisch abwägenden Beobachters betrachten, dem die jeweiligen Folgen dieses oder jenes Ereignisses sofort bis in weite Fernen klar vor Augen standen, der sich aber stets hütete, sich von irgendwelchen persönlichen Affekten leiten zu lassen. Daher kam es, daß Kanzler und Unterstaatssekretär wohl in allen wichtigen politischen Fragen derselben Anschauung blieben; daß beide nicht langsam von Entschluß waren, gereichte der Abwicklung der täglichen Geschäfte kaum zum Nachteil.

Mir ist Herr v. Radowitz mit der Zeit ein guter Freund geworden, und mit Freude denke ich an die Worte, die er mir zum Abschiede am Anhalter Bahnhof mitgegeben hat. Nicht vergessen werde ich auch die Stunden, die ich in seinem gastlichen Heime zubrachte, in dem seine liebenswürdige junge Gemahlin uns eine reizende Gastgeberin war.

Der zweite Beamte in der Reichskanzlei war Herr v. S. Ursprünglich „konservativ bis in die Knochen", hatte er wohl seinen politischen Anschauungen im Laufe der letzten Jahre eine leichte Wendung nach „links" gegeben. Er war das Vorbild des treuen, gewissenhaften, tüchtigen und zuverlässigen Beamten, wie sie stets der Stolz Deutschlands gewesen sind. Mein Vater wußte, was er an ihm hatte, und sah den ruhigen, besonnenen Mann immer gern zum Vortrage kommen.

Der Reichskanzlei gehörte ferner der Regierungsrat v. B. an, der sich im Verein mit Herrn v. S. in die Bearbeitung der Angelegenheiten der inneren Politik teilte und infolgedessen ein eifriger Besucher des Reichstages war. Wenn ich ihn auch weniger häufig sah, so hatte ich doch den Eindruck eines außerordentlich tüchtigen und fähigen Menschen, der seine Stelle mit höchster Gewissenhaftigkeit ausfüllte.

Endlich war vom Auswärtigen Amte noch ein Legationsrat in die Reichskanzlei ausgeliehen, Herr v. P., der sich mit mir zeitweise in die Geschäfte des persönlichen Adjutanten teilte, die Verbindung mit dem Auswärtigen Amte hielt und sich der Aufgabe unterzog, den deutschen Kronprinzen über die wichtigsten Vorgänge in der inneren und äußeren Politik ständig auf dem laufenden zu halten. Wir beide waren viel zusammen in dem kleinen Zimmer, das ich bewohnte und das an das Arbeitszimmer meines Vaters angrenzte. Als das russische Reich auseinanderzufallen begann und in ihm die Soldatenräte entstanden, konstituierten wir uns scherzweise zum „Arbeiter- und Soldatenrat" und haben als solcher oft unsere Gedanken über Politik ausgetauscht. P. war Anhänger des parlamentarischen Systems, von dem ich selbst mir für Deutschland nicht allzuviel versprach. Gingen daher unsere politischen Ansichten auch manchmal auseinander, so hat uns das doch nie gehindert, uns gut zu vertragen und all die Zeit einträchtig miteinander zu arbeiten.

Nicht vergessen darf ich, den Vertreter der O.H.L. zu erwähnen, der seit der Kanzlerschaft von Michaelis dem Reichskanzler beigegeben war, den damaligen Obersten v. Winterfeldt, der vor dem Kriege Militärbevollmächtigter in Paris gewesen war und in Frankreich kurz vor dem Kriege jenen Automobilunfall erlitten hatte, der in allen Zeitungen stand und der ihn noch während des Krieges an ein langes und schmerzliches Krankenlager fesselte; er war mit großer Mühe über die Grenze nach Spanien gelangt, lag dort noch Monate danieder, bis seine Gesundheit es ihm endlich ermöglichte, mit seiner Familie über Italien nach Deutschland zurückzukehren. Winterfeldt war der Typus des altpreußischen Offiziers, ein vornehmer, untadeliger Charakter, Soldat mit Leib und Seele; während des Krieges zeitweise als Chef des Stabes einer Armee im Osten verwandt, erlaubte ihm seine Gesundheit auf die Dauer nicht mehr, die Anstrengungen des

Krieges mitzumachen, weshalb er in die genannte Stellung versetzt worden war. Er hat diese mit dem Takt und der Loyalität ausgefüllt, die ihm als Mitglied einer alten preußischen Familie angeboren waren; von meinem Vater wurde er besonders hochgeschätzt. Seine Frau entstammte einer bekannten bayrischen Familie, mit der wir von Bayern und von Italien her Beziehungen hatten, und war uns schon deshalb ein stets gern gesehener Gast.

Das waren die Männer, die in den Räumen der Reichskanzlei tätig gewesen sind, solange mein Vater die Kanzlerschaft innehatte. Wir haben alle gut zusammengehalten und miteinander gearbeitet, und bald entwickelte sich ein freundschaftlicher Verkehr, der uns mit der Zeit immer fester aneinanderschloß.

Zu den Persönlichkeiten, mit denen ich bald in nähere Berührung kam, gehörten ferner die Staatssekretäre, die mein Vater regelmäßig zweimal in der Woche zu Besprechungen zu empfangen pflegte. An erster Stelle nenne ich den Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Herrn v. Kühlmann. Er war, wie bekannt, viel im Ausland tätig gewesen und hatte vor seiner Berufung nach Berlin den Botschafterposten in Konstantinopel innegehabt. Es ist vielfach von ihm behauptet worden, er neige mit seinen Sympathien zu England und strebe eine Verständigung mit diesem unter allen Umständen an. In den elf Monaten meiner Tätigkeit in Berlin habe ich hiervon nichts bemerkt. Daß er sich bemühte, als Realpolitiker jede Möglichkeit auszunutzen, die Deutschland dem Frieden näherbringen würde, konnte ihm nur von unbesonnenen Menschen übelgenommen werden. Ich hatte mit großer Freude die Rede gelesen, die er unter Michaelis als neuer Staatssekretär im Reichstage gehalten und die in mir den Glauben erweckte, als besitze er in ganz ungewöhnlichem Maße die Gabe des Sprechens. Meine Erwartungen in dieser Hinsicht wurden leider enttäuscht. Wie er meinem Vater gegenüber ganz offen

zugab, hatte er die Gewohnheit angenommen, das Parlament durch trockene Worte zu langweilen, eine Methode, die mir nicht übermäßig gefiel. Langsam, in gleichmäßigem Tonfalle goß er die Gedanken während des Sprechens in wohlgegliederte Sätze. Seine Art des Redens hatte vielleicht für manche seiner Zuhörer etwas Aufreizendes, ich denke dabei nicht an die Besucher des Reichstages auf den Tribünen, sondern an die Mitglieder des Parlamentes selbst. Ich glaube diese Wirkung öfter beobachtet zu haben, sie mag mehr als der Inhalt seiner letzten Rede zu seinem Sturze beigetragen haben. Auf die Führung und Leitung der auswärtigen Politik unter seiner Agide komme ich später zu sprechen.

Staatssekretär im Reichsschatzamt Graf Rödern war ein Mann von ganz hervorragenden Fähigkeiten; etwas nervös, aber äußerst tüchtig und versiert, konnte er bei den Besprechungen der Staatssekretäre manchmal etwas scharf werden; er sprach eindringlich und gewandt im Reichstag und wußte diesen auch dann zu fesseln, wenn die trockene, aber so wichtige Materie seines Ressorts auf der Tagesordnung stand. Er hat in der ersten Zeit, ehe Herr v. Payer nach Berlin kam, viel als Vizekanzler mit den Parteien des Reichstages verhandelt.

Herr v. Stein, der Staatssekretär des Reichswirtschaftsamtes, der Bruder des bayrischen kommandierenden Generals — der unter anderem auch die glänzende Offensive gegen Italien mitgemacht hatte —, war ein Mann des gründlichsten und erschöpfendsten Wissens. Meinem Vater, der seinen Verstand und seine Begabung hochschätzte, ging er in seiner abgrundtiefen Gründlichkeit ein wenig auf die Nerven; er hatte darin eine gewisse Ähnlichkeit mit Exzellenz v. K., dem Chef der Rechts-Abteilung des Auswärtigen Amtes, dessen stundenlange Vorträge dem Reichskanzler manchmal etwas zu eingehend und ausführlich waren.

Herr Wallraf, der Staatssekretär des Innern, war ein ausgezeichneter Redner, den ich immer gerne im Parlament

sprechen hörte. Er stand meinem Vater innerlich vielleicht am nächsten. Bezweifeln möchte ich, ob ihn seine Tätigkeit an der Spitze des Reichsamtes des Innern, das durch die Abspaltung des Reichswirtschaftsamtes viel von seinem Inhalte eingebüßt hatte, sehr befriedigte.

Kurz vor dem Rücktritt meines Vaters hat Herr Wallraf um seinen Abschied gebeten. Der Grund hierfür lag nicht nur in seiner angegriffenen Gesundheit. Den Anlaß bildeten vielmehr auch die immer wiederkehrenden Reibungen, denen der ihm unterstellte Unterstaatssekretär Frhr. v. Falkenhausen von seiten des Auswärtigen Amtes sowohl als auch der O.H.L. ausgesetzt war. Frhr. v. Falkenhausen hatte im Reichsamt des Innern das Referat über die deutsche Politik in den Ostseeprovinzen übernommen, nachdem der ursprünglich hierzu bestimmte kaiserliche Kommissar Graf Keyserlingk abgegangen war, der, unabhängig von irgendeinem Amt und lediglich dem Reichskanzler unterstellt, die schwierige Materie zuerst bearbeitet hatte.

Das Reichsamt des Innern war somit die verantwortliche Stelle für all das geworden, was in Kurland, Litauen, Livland und Estland vor sich ging; die Arbeit wurde ihm aber durch die dauernden Eingriffe der obengenannten Behörden gründlich erschwert, die ihrerseits an der Gestaltung der deutschen Beziehungen zu den Randstaaten lebhaft interessiert waren. Da Herr Wallraf unter solchen Umständen eine ersprießliche Arbeit nicht leisten zu können glaubte, bat er um seine Verabschiedung. Mein Vater sah den von ihm sehr geschätzten Mann nur ungern aus dem Amte scheiden.

Von den andern Staatssekretären begegnete mir im Anfang nur Herr Dr. Solf häufiger. Er ist später während eines Aufenthalts in der Schweiz schwer erkrankt und war längere Zeit von Berlin abwesend. Seine Rede, die er nicht lange vor dem Rücktritt meines Vaters in der „Deutschen Gesellschaft 1914" hielt, hat ihm die Beachtung des Auslandes

ebenso wie Anerkennung und Tadel in Deutschland eingetragen. Daß sie einen Teil der im Spätsommer 1918 inszenierten politischen Propaganda bildete, von der sich die O.H.L. besonders viel versprach, hielt unser politisch so wenig reifes Volk nicht ab, mit deutscher Gewissenhaftigkeit an eine zergliedernde Kritik der Rede heranzugehen.

Ohne die hier nicht genannten Staatssekretäre ausschließen zu wollen, kann ich wohl sagen, daß die obersten Ämter des Deutschen Reiches durchweg in ausgezeichneten Händen lagen. Als im Herbste 1918 die Frage der Stellenbesetzung mit Parlamentariern als erste Stufe des Parlamentarismus erneut erörtert wurde, hat mein Vater wiederholt erklärt, er könne sich nicht dazu entschließen, einen seiner tüchtigen Staatssekretäre nur deshalb ziehen zu lassen, um die Stelle für einen Parlamentarier frei zu machen, der ein durch Sachkenntnis nicht getrübtes Urteil besäße.

Zweites Kapitel.

Die Zeit bis Weihnachten.

Wenige Tage nach meinem Eintreffen in Berlin, am 29. November, hielt mein Vater seine erste Rede im Reichstage. Wie jedesmal bei einem solchen Anlasse, so waren auch diesmal Haus und Tribünen vollständig bis auf den letzten Platz besetzt, und auf der Regierungstribüne, auf der ich mich einfand, herrschte ein derartiges Gedränge, daß es schwer war, einen Platz zu behaupten. Mein Vater hatte seine Rede, wie er dies schon als bayrischer Ministerpräsident der Veröffentlichung halber tun mußte, vollständig niedergeschrieben, im Gegensatz zu seinen früheren als Parlamentsmitglied, wo er sich stets mit der Aufzeichnung der einzelnen Punkte begnügte. Da er sehr schwache Augen hatte, so war ich etwas in Sorge, wie es wohl mit der Handhabung des Manuskriptes gehen würde, doch konnte ich mich bereits nach den ersten Worten beruhigen; mein Vater, gewohnt, frei zu sprechen, wich auch diesmal von der ihm liebgewordenen Gewohnheit nicht ab und nahm während seiner ganzen Rede nur da das Manuskript zu Hilfe, wo es sich um die amtliche Erklärung zu dem russischen Waffenstillstandsangebot handelte, das noch am Tage vorher in Berlin eingetroffen war. Man hat mir erzählt, daß z. B. Fürst Bülow sich seine Reden in besonders großen Buchstaben niederschreiben ließ, um sie dann von seinem Platze aus in geschickter Weise derart vorzulesen, daß die Hörer im Glauben bleiben konnten, er trage vollständig frei vor. Mein Vater war schon wegen seines schwachen Augenlichtes nicht in der

Lage, so zu verfahren. Er pflegte zu sagen: Wenn ich weiß, was ich sagen will, dann kann ich es so sagen, wie ich will. Bei seinen späteren Reden habe ich ihm die verschiedenen Punkte in übersichtlicher Form auf einzelne lose Blätter aufgeschrieben, dabei aber manchmal in tausend Nöten geschwebt, wenn er, in seiner lebhaften Art in den ersten Minuten die Blätter zur Hand nehmend, zu gestikulieren anfing und mir dadurch die Blätter durcheinanderbrachte. Wie sollte er da die Reihenfolge der einzelnen Punkte wiederfinden! Aber es ist immer gut gegangen, und wenn ein Abschnitt gelegentlich an dritter Stelle statt an zweiter zum Vortrage kam, so hat das ja nicht viel geschadet. Trotz seiner schwachen Stimme blieb mein Vater stets dem ganzen Hause vollkommen verständlich; es lag das ebenso an seiner klaren Aussprache wie an seiner präzisen Diktion. Nicht zu Unrecht, glaube ich, hat jemand einmal über ihn gesagt, er sei der beste Prosaschriftsteller der Gegenwart. Seine Worte, frei von schwülstigem Pathos, flossen immer so klar, daß man meinte, man habe den und jenen Gedanken überhaupt gar nicht anders ausdrücken können. So war es für mich an diesem Tage eine stolze Freude, ihn von dem Platze des Reichskanzlers aus sprechen zu hören und zu beobachten, wie er seine Zuhörer zu fesseln verstand. Das Haus quittierte seine Rede mit lautem Beifall.

Noch mehr gefiel mir beinahe diejenige, die er wenige Tage darauf, am 6. Dezember, im preußischen Abgeordnetenhause hielt. Nach einer kurzen Ansprache, in der er sich als preußischer Ministerpräsident dem Hause vorstellte, hatte der Abgeordnete v. Heydebrand — der ungekrönte König von Preußen, wie man einmal früher von ihm sagte — das Wort ergriffen und die Vorgänge bei der Ernennung meines Vaters als die Einführung oder wenigstens die Anbahnung des Parlamentarismus bezeichnet, ein Standpunkt, den mein Vater nie eingenommen hatte und gegen den er sich daher, nachdem Heydebrand geendet, in lebhaften Worten verteidigte. Der

Schluß seiner Replik, in der er erklärte, immer treuer Monarchist gewesen zu sein, er wolle auch als Monarchist sterben, rief den allgemeinen Beifall bis in die Rechte hinein hervor. Ich möchte bei dieser Gelegenheit schon jetzt einen kurzen Augenblick auf das Problem zurückkommen, das in der späteren Entwicklung der Verfassung eine so große Rolle gespielt hat und das auch von Ludendorff in seinem Werke, Seite 421, oberflächlich gestreift wird. Als mein Vater Ende Oktober von Sr. Majestät zum zweiten Male gerufen worden war, um das schwere Amt des Kanzlers zu übernehmen, da hat er bekanntlich längere Zeit mit den Parteien verhandelt; für diese war damit vielleicht der Grund zu der Annahme gegeben, daß er sich als einen von der damaligen Mehrheit abhängigen Kanzler betrachten müsse. Mein Vater hat diesen Standpunkt nie eingenommen. Für ihn lag die Sache vielmehr so, daß er, vom Kaiser berufen, vor der definitiven Übernahme des Amtes sich zu überzeugen suchte, ob er eine Mehrheit im Parlament haben werde, mit der er zusammen arbeiten könne. Hätte er diese Überzeugung nicht gewonnen, so würde er das ihm angetragene Amt wieder in die Hände desjenigen zurückgelegt haben, der es ihm angeboten hatte: das war der Kaiser. Aus diesem seinem Standpunkte hat mein Vater nie ein Hehl gemacht, ihn schon in seiner Rede am 6. Dezember deutlich zum Ausdruck gebracht und ihn während seiner Amtsführung niemals, auch nicht teilweise, aufgegeben. Ich erinnere mich sehr genau, daß er nach seinem Rücktritt in den letzten Tagen in Berlin einmal zu mir sagte: „Ich habe mich nie als Kanzler dieser Reichstagsmehrheit gefühlt." Und ich habe die treffende Bemerkung einer Berliner Zeitung nicht vergessen, die einmal im Sommer schrieb: „Dieser Kanzler der Linken, der sich seinen Beifall von der Rechten zu holen pflegt!" Es war ein Irrtum der sogenannten Reichstagsmehrheit, meinen Vater als den ersten „parlamentarischen" Kanzler ansehen zu wollen, ein Irrtum, der sicher

von ihm nicht hervorgerufen wurde. Wer ihn kannte — und viele, sehr viele, nicht nur Zentrumsabgeordnete, kannten ihn gut —, der mußte sich vom ersten Tage an klar sein, daß er für den Parlamentarismus der westlichen Staaten nicht zu haben war. Als mein Vater noch Ministerpräsident in Bayern war und wir uns einmal auf einem Spaziergange über das Verfassungsleben der verschiedenen Länder unterhielten, sagte er in leichtem Scherze zu mir: „Am liebsten wäre mir beinahe ein gemäßigter Absolutismus, vorausgesetzt natürlich einen homo integer als Monarchen und ebensolche gewissenhafte und tüchtige Minister! Das Parlament ist eine Einrichtung, um die einfachsten Dinge im Leben des Staates auf die schwierigste Weise zu regeln." In unserer jetzigen Zeit lauten diese Ausdrücke beinahe ketzerhaft. Wer aber meinen Vater kannte und weiß, wie er sein ganzes Leben lang nur bemüht war, das zu tun, was ihm für des Staates wie des Volkes Wohl das Beste und Richtigste erschien, wie er an sich selbst die höchsten sittlichen Forderungen stellte und von seinen Untergebenen als selbstverständlich annahm, daß sie seinen Grundsätzen folgten, der wird auch wissen, was er mit diesem Scherzworte meinte.

Die Tage gingen für mich wie im Fluge dahin. Solange Legationsrat Frhr. v. Stengel noch in Berlin weilte, teilte ich mich mit diesem in den Vortrag der täglich einlaufenden Telegramme, Gesandtschaftsberichte usw. bei meinem Vater, sowie der zahlreichen Dienstschreiben, die von sämtlichen dem Reichskanzler untergeordneten Stellen in großer Zahl einliefen. Als Baron Stengel nach München zurückkehrte, übernahm ich diesen Dienst allein und war von da ab derart angebunden, daß ich kaum am frühen Nachmittag eine, höchstens anderthalb Stunden zu meiner freien Verfügung hatte. Aber auch diese waren mir häufig genommen dadurch, daß ich mit der Zeit fast die gesamte Privatkorrespondenz meines Vaters besorgte. Das ging in der Weise vor sich, daß dieser mir in Umrissen

sagte, was er in dem und jenem Falle zu antworten beabsichtige, und daß ich ihm dann den Brief in dem gewünschten Sinne verfaßte. „Minister schreiben ihre Briefe nicht selbst", sagte mein Vater wohl scherzweise. Doch ließ er es sich nicht nehmen, zur Feder zu greifen, um die Korrespondenz mit seinen guten alten Freunden selbst zu führen.

Der Tag begann für Berliner Verhältnisse ziemlich früh. Meist fingen wir schon um 9 Uhr zu arbeiten an, um das ausgiebige Pensum, in dessen Bearbeitung wir tagsüber durch die vielen Empfänge immer wieder unterbrochen wurden, erledigen zu können. Um $9^3/_4$ Uhr erschienen fast täglich die Herren von der Presseabteilung des Auswärtigen Amtes, und wir hörten den Vortrag über die neuesten Ereignisse in der inneren und äußeren Politik, soweit sie bis dahin von dem fleißigen Referenten gesammelt waren, sowie die verschiedenen politischen Ergüsse der Tagesblätter aller Richtungen und Schattierungen. Mein Vater war übrigens vollkommen „immun gegen Druckerschwärze", wie er selbst zu sagen pflegte. Persönliche Anrempeleien, die ihm allerdings nicht häufig zuteil wurden, ließen ihn gänzlich kalt. Die Berliner Presse schätzte er wenig und über Angriffe gegen die Regierung äußerte er sich meist nur, wenn die Artikel gar zu leichtsinnig mit der Wahrheit umgingen. Er war im allgemeinen der Ansicht, daß besonders die Presse der Hauptstadt des Reiches mehr Schaden als Nutzen stifte, und hat vielleicht ihren Einfluß hie und da doch etwas unterschätzt.

Nach der „Presse" ging es wieder an die Erledigung der täglichen Dienstgeschäfte. Dazwischen aber gab ein Besucher dem andern die Tür in die Hand. Oft meldeten sie sich erst im Laufe des Tages, und dann war es keine ganz einfache Sache, sie so zu verteilen, daß auch noch Zeit für die laufende Arbeit übrig blieb. Denn neben diesen Empfängen gehörte der Vortrag des Vertreters der O.H.L. über die Kriegslage, die wöchentliche Sitzung im Staatsministerium, die schon früher

erwähnten Besprechungen mit den Staatssekretären zu dem reichhaltigen Programm einer normalen Arbeitswoche, ganz abgesehen davon, daß der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes häufig mehrmals im Tage in dringender Angelegenheit bei meinem Vater erschien. Wenn dann noch das Parlament die Anwesenheit des Reichskanzlers im Plenum oder im Hauptausschuß erforderte, so hatte der Tag nicht Stunden genug.

Der Abend aber war von alters her nicht den Staatsgeschäften, sondern der Familie gewidmet. So hatte es mein Vater sein Leben lang immer gehalten, so hielt er es auch in Berlin, bestärkt durch den Münchener Hausarzt, unsern guten Freund, der meinen Vater kannte und wußte, daß er ihm durch diese Lebensweise seine Gesundheit erhalten konnte. Spätestens um $8\frac{1}{2}$ Uhr machten wir „den Laden zu", und dann durfte während des Abendessens ebensowenig wie nachher von Politik gesprochen werden. Ausnahmen — eilige Telegramme usw. — gab es natürlich, doch waren sie ungern gesehen, einmal im Tage wollte mein Vater seine Gedanken andern Dingen zuwenden als der hohen Politik.

So sah uns der Abend bei der regelmäßigen Whistpartie, der wir uns, Vater, Mutter, Schwester und ich, mit einer harmlosen Leidenschaft hingaben. Bezahlt wurde dabei nicht, dafür aber die Anzahl der gewonnenen Robbers sorgfältig notiert, was dem Wunsche meines Vaters, der einen ausgesprochenen Sinn für Statistik besaß, entsprach. Frühzeitig pflegten dann die Eltern zu Bette zu gehen, und meine Schwester und ich blieben noch beisammen, um über die politischen Tagesereignisse der großen Zeit zu plaudern. Lange aber dauerte dieses Beisammensein nicht, nach Soldatengewohnheit war auch ich abends schläfrig und wollte außerdem andern Tags vor dem Frühstück meine Pferde reiten, die seit einiger Zeit von der Front in Berlin eingetroffen waren. Diese Morgenstunden gehörten nun einmal dem leidenschaftlichen Kavalleristen, und

der tägliche Ausritt in den Tiergarten, der im Frühsommer ganz besonders genußreich war, mußte mir Ersatz bieten für die gänzlich veränderte ruhige Lebensweise, die ich in meiner Stellung zu führen genötigt war. Mit dem Beginn des eigentlichen Winters ward unser stilles Familienleben freilich des öfteren unterbrochen durch eine Reihe offizieller Einladungen, die meine Eltern teils selbst zu geben hatten, teils meine Schwester und mich des Abends vom Whisttische fernhielten; die Eltern folgten auf den Rat des Hausarztes abendlicher Einladung nicht, wir beide hatten daher die nicht immer gleich unterhaltsame Aufgabe, sie des Abends da und dort gewissermaßen zu vertreten.

In die erste Zeit meines Aufenthaltes in Berlin fiel der Besuch von Hindenburg und Ludendorff, den diese anläßlich ihrer dienstlichen Anwesenheit in der Metropole meiner Mutter machten.

Ich kann nicht anders sagen, als daß der Eindruck, den ich von beiden berühmten Männern hatte, ein sehr großer war. Da meine Mutter sich hauptsächlich mit Hindenburg unterhielt, so kam ich rasch in ein lebhaftes Gespräch mit Ludendorff, der mit mir über unsere glänzende Offensive in Italien sowie über die ernste Niederlage sprach, die wir in diesen Tagen den Engländern bei Cambrai zugefügt hatten. Namentlich die letztere schien Ludendorff sehr zu erfreuen, da der von uns ausgeführte, so erfolgreiche Stoß mit großer Schnelligkeit und mangels Zeit auch ohne längere Vorbereitung erfolgt war. Daß er nicht noch größere Resultate erzielte, lag in dem Umstande, daß eine Division beim Ausladen hinter der Kampffront an einen Liebesgabenzug geraten war und sich allzulange bei diesem aufhielt — die Sache ist zu bekannt, als daß ich damit große Geheimnisse ausplaudern würde. Ludendorff sprach lebhaft und machte mir einen ausgezeichneten Eindruck; ich bemerkte schon damals wie später bei mehr als einer Gelegenheit den persönlichen Einfluß, den

er raſch auf den Zuhörenden gewinnt. Wie hat in ſpäteren Zeiten, als das Kriegsglück ſich wendete, ein Teil unſerer Preſſe über dieſen Mann geſchrieben, der vier Jahre hindurch mit Hindenburg zuſammen die deutſchen Waffen von Sieg zu Sieg führte und die Heimat vor Verwüſtung ſchützte! Wäre ähnliches bei unſern Feinden je möglich geweſen?

Einige Tage nach dieſem Beſuche — am 18. Dezember — machten mein Vater und ich uns mit den Herren ſeiner Begleitung auf die Reiſe nach dem Großen Hauptquartier, das damals noch in Kreuznach lag. Bei dieſer Gelegenheit wurde ich unmittelbar vor der Frühſtückstafel durch meinen Vater Sr. Majeſtät vorgeſtellt. Der Kaiſer war ſehr freundlich, und ich freute mich, als er zu meinem Vater gewandt auf meine Frau zu ſprechen kam, deren Bild er in der „Woche“ geſehen. Ich erinnere mich, daß er ſcherzend meinen Vater fragte, ob meine Frau das Zepter über ihren Schwiegervater ſchwinge, worauf ich an deſſen Stelle antwortete: „Ich glaube wohl, Majeſtät!“

Herr Poincaré hat wohl während der Kriegsjahre kaum einmal ſo einfach gegeſſen, als man beim Kaiſer ſpeiſte, wenn keine Fürſtlichkeiten zu Gaſte waren. Es gab an jenem Tage eine Art Feldküchenſuppe mit eingeſchnittenen Fleiſchſtückchen, von der ich mir leichtſinnigerweiſe nur einmal geben ließ, weil ich auf die weiteren Gänge wartete. Es folgten jedoch nur mehr geräucherte Fiſche ſowie Butter und Käſe, und da ich auch von den erſteren nicht viel genommen hatte, weil ich als Süddeutſcher nicht für Räucherfiſche ſchwärme, ſo ſtand ich ziemlich hungrig von Tiſche auf.

Beim Kaffee machte ich die Bekanntſchaft der verſchiedenen Herren des Gefolges. Längere Zeit unterhielt ich mich mit einer hochſtehenden Perſönlichkeit aus der nächſten Umgebung des Kaiſers, die in aller Offenheit, die mich etwas in Erſtaunen ſetzte, zu mir ſagte: „Ihr Herr Vater ſoll ſich vor ‚Bernhard‘ im Adlon hüten; der rechnet damit, daß Ihr Vater

über die Ablehnung der Wahlrechtsvorlage zu Fall kommt." Ich konnte das natürlich nicht beurteilen. Im Laufe der Zeit habe ich noch des öfteren von der politischen Tätigkeit des Fürsten Bülow — in dessen Hause auch ein späterer Staatssekretär viel verkehrte — gehört. Daß er im Ernste hoffte, selbst an meines Vaters Stelle zu treten, erscheint mir zweifelhaft; er mußte wissen, daß weder der Kaiser noch auch die Sozialdemokraten für seine Wiederkehr etwas übrig hatten.

Über die andern Persönlichkeiten, die sich zu dieser Zeit in der Umgebung des Kaisers befanden, ist nicht viel zu sagen; sie waren wie sie sein mußten, treue Diener ihres kaiserlichen Herrn. Angenehm fiel mir damals wie später der stellvertretende Oberhofmeister, Herr v. G., auf; bei andern Gelegenheiten habe ich mich mit einem der Generaladjutanten, Herrn v. E., und dem Oberstallmeister Grafen F. befreundet, an denen mir namentlich das einfache Wesen des ersteren sehr gut gefiel. Er hat sich stets an die Front gesehnt und sagte mir selbst, daß er viel besser dazu geeignet sei als zum Dienste beim Kaiser.

Was die Besprechungen betrifft, die in diesen Tagen mit der O.H.L. in Gegenwart des Kaisers geführt wurden, so handelte es sich bei diesen auch um das belgische Problem. Mein Vater stand auf dem Standpunkte seiner Vorgänger, daß Belgien herausgegeben werden müsse. In der O.H.L. waren dagegen noch starke Widerstände vorhanden. Vor allem spielte die Zukunft der flandrischen Küste und ihre Verteidigung gegen England in späteren Kriegen eine große Rolle. Es ist ein Verdienst des Kaisers, daß er in zweifelsfreier Weise schon in den Kreuznacher Verhandlungen Stellung gegen eine verkappte Annexion dieses Gebietes nahm. Er selbst wies darauf hin, daß es Belgiens Sache sein werde, für die Verteidigungsmöglichkeit seiner Küste gegen Westen zu sorgen, und daß es dazu beim Friedensschlusse verpflichtet werden solle.

Wie mir mein Vater erzählte, war die Besprechung und die Beschlußfassung über diesen Gegenstand nicht ganz einfach.

Andern Tags bummelten mein Vater und ich ein wenig durch Kreuznach, das mich indessen mit seinem militärischen Charakter nicht mehr an die schönen Zeiten erinnerte, da man hier noch ein Rennen gewinnen konnte. Wann werden sie wiederkehren? — Des Mittags speisten wir beim Kaiser, zu dessen Besuch der türkische Thronfolger mit zahlreicher Begleitung eingetroffen war. Am Abend vorher waren wir Hindenburgs Gäste in dessen Quartier gewesen und hatten einen angenehmen Abend im Kreise der Herren des Generalstabes verlebt.

In Kreuznach hatte ich übrigens Gelegenheit, einen bei Cambrai eroberten englischen Tank zu besichtigen und in Bewegung zu sehen. Ich hörte, daß auch wir Tanks bauten, daß aber unserseits an eine Herstellung dieser modernen Schlachtwagen in großem Umfange nicht herangegangen werden könne, weil uns die Rohstoffe hierfür fehlten. Daß diese Ungetüme später einmal eine so große, entscheidende Rolle spielen würden, daran hat, wie bekannt, nur ein Mitglied des Reichstages gedacht.

Drittes Kapitel.

Weihnachten. Ludendorffkrisis.

Nach unserer Rückkehr in die Metropole war ich noch einige Tage in Berlin und fuhr am 23. Dezember abends nach Augsburg, um das Weihnachtsfest nach dreijähriger Unterbrechung endlich wieder einmal zu Hause zu feiern. Die Freude der Meinen war natürlich groß, und ich verlebte zwei glückliche Tage im Familienkreise. Schon am 26. abends machte ich mich mit meiner Frau auf die Rückreise nach der Hauptstadt des Reiches.

Weihnachten gilt in der Welt als die Zeit des Friedens. Daß diese Tage im Winter 1917, von dem Weltbrande ganz abgesehen, besonders friedlich gewesen seien, kann ich leider nicht behaupten. Zwar waren die Unterhandlungen mit den Russen zum Zwecke eines Friedensschlusses im Gange, und der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes gab sich alle Mühe, eine Einigung herbeizuführen. Allein die Verhandlungen schleppten sich nur mühsam vorwärts. Täglich liefen in Berlin seitenlange Berichte über die Sitzungen in Brest-Litowsk ein. Die russischen Unterhändler, unter denen sich hauptsächlich Juden befanden, verloren dabei ihre Zeit mit endlosen theoretischen Betrachtungen über das Selbstbestimmungsrecht der Völker, über die Art, wie diesem Ausdruck gegeben werden müsse usw., und ließen sich auf die eigentlichen Verhandlungspunkte nur ungern ein. Daß die Vertreter der Entente, die von der russischen Regierung aufgefordert war, sich den Verhandlungen anzuschließen, nicht erschienen, wurde von der deutschen Regierung nicht unangenehm empfunden. Sie war dadurch in

die Lage versetzt, ein Sonderabkommen mit den Russen zu schließen, dem die rumänische Regierung auf die Dauer nicht fernbleiben konnte.

Unterdessen aber wurden die deutschen Unterhändler in Brest auf eine harte Geduldsprobe gestellt.

Die O.H.L. war mit dem langsamen Tempo der Verhandlungen sehr wenig zufrieden, sie glaubte, die Art des Verhandelns sei der Grund dafür, daß man in Brest nicht vom Flecke kommen wollte.

In den letzten Tagen des Jahres erschienen der Generalfeldmarschall v. Hindenburg und General Ludendorff aus dem Großen Hauptquartier, von Brest-Litowsk der General Hoffmann in Berlin, um sich in einer Aussprache mit der Reichsleitung über die Ziele im Osten auseinanderzusetzen. Zunächst kam es dabei zu einer ernsten Verstimmung zwischen Ludendorff und Hoffmann in der polnischen Grenzfrage. Die O.H.L. hatte die Absicht, zum Zwecke der „strategischen Sicherung" einen großen Teil Polens an das Deutsche Reich bzw. Preußen anzugliedern. Nach der Einzeichnung in der Karte lief diese Grenzlinie bis nahe an Warschau heran. Dem setzte sich General Hoffmann entgegen, der eine bedeutend bescheidenere Grenzregulierung in Vorschlag brachte, die zwar den Beifall des Kaisers, nicht aber den Ludendorffs hatte. Gleich Hoffmann war auch die Reichsleitung der festen Überzeugung, daß die Angliederung größerer Teile Polens weder dem Reiche noch Preußen zum Segen gereichen könne, da der Zuwachs an polnischer Bevölkerung unfehlbar zu einer Stärkung der polnischen Irredenta führen müsse. Die Verhandlungen wurden dadurch nicht erleichtert, daß Ludendorff in dem Depeschenwechsel, den er über den Fortgang der Brester Verhandlungen mit Herrn v. Kühlmann führte, sehr bald auch in Differenzen mit diesem geriet. Die telegraphische Aussprache zwischen beiden Herren muß nach den mir gewordenen Mitteilungen eine ziemlich erregte gewesen sein.

Daß unter solchen Umständen die Besprechungen, die zum Teil in Anwesenheit des Kaisers geführt wurden, nicht sehr friedlich verliefen, läßt sich denken. Indessen drang Ludendorff mit seinem Vorschlage der polnischen Grenzregulierung nicht durch, der Kaiser trat vielmehr demjenigen des Generals Hoffmann bei.

Ludendorff, nicht gewöhnt, auf ernsten Widerstand zu stoßen, machte nun den Versuch, durch eine Art verschleierten Ultimatums die Abneigung der Reichsleitung gegen seine östlichen Pläne zu überwinden. Und da in unserem Vaterlande wohl selten etwas geheim blieb, was strikte geheimzuhalten war, nie aber das, was man aus Zweckmäßigkeitsgründen lieber geheimhielt, so hatten Berlin und die Alldeutschen im Lande recht bald einige Kenntnis von dem, was anläßlich der Anwesenheit der O.H.L. in der Hauptstadt zur Diskussion stand. Die Folge war schon in den nächsten Tagen zu erkennen. Eine Hochflut von Telegrammen aus dem alldeutschen Lager überschüttete eine Woche lang Kaiser, Kanzler und O.H.L. Sämtliche Telegramme wandten sich in mehr oder weniger heftigen Ausdrücken gegen den schmählichen sogenannten Verzichtfrieden, den die Reichsleitung im Osten zu schließen im Begriffe stehe. Was an Telegrammen an den Kaiser gerichtet war, wurde durch das Zivilkabinett meinem Vater zugeleitet, so daß der ganze Dienstbetrieb in der Reichskanzlei gestockt hätte, wenn man sich mit der genauen Durchsicht derselben bis ins einzelne befaßt hätte. Die Inszenierung dieser alldeutschen Hetze wäre vielleicht geschickt zu nennen gewesen, wenn nicht eine Reihe von Depeschen aus den verschiedensten Gauen Deutschlands genau den gleichen Wortlaut gehabt hätte. Das war zu durchsichtig und gab dem Ganzen derart das Gepräge einer politischen Mache, daß auch harmlosere Menschen sich abgestoßen fühlen mußten. Auf meinen Vater machte die Überschwemmung keinerlei Eindruck. Ihm war das Treiben der Alldeutschen schon in München unsympathisch

gewesen, als Kanzler konnten sie ihn nicht beeinflussen, und er sagte zu mir, wenn ich ihm wieder einen Stoß solcher Telegramme brachte: „Lege das dumme Zeug nur weg, es ist nicht der Mühe wert, es zu lesen."

Auch der Kaiser blieb vollständig objektiv und ruhig; es wäre ein Irrtum zu glauben, daß er selbst innerlich den Führern dieser Angriffe irgendwie nahestand. So endete der Versuch der Alldeutschen mit einem Mißerfolg; aber auch die O.H.L. mußte sich in dem Streit um die Grenzen Polens der Vernunft fügen, es blieb bei der vorläufigen Entscheidung, wie sie der Kaiser getroffen hatte.

In dieselbe Zeit — 7. Januar 1918 — fiel die Anwesenheit des polnischen Regentschaftsrates, der mit Erzbischof Kakowski an der Spitze in Berlin seinen Antrittsbesuch machte, und dem zu Ehren im Kanzlerhause ein Empfang stattfand. Die Herren, die mit ihrer in altpolnische Uniformen gekleideten Umgebung am Abend die weiten Räume des Hauses füllten, haben mir keinen schlechten Eindruck gemacht, es waren Männer, die sich zweifellos bemühten, ihr Vaterland einer glücklichen Zukunft entgegenzuführen; inwieweit sie die Fähigkeiten dazu besaßen, muß freilich dahingestellt bleiben. Der damalige Ministerpräsident Kucharzewski schien mir keine sehr geeignete Persönlichkeit zu sein. Er war ein stiller und eher verlegener Mann, der bei Tische meiner Schwester gegenüber äußerte, daß er sich seiner Stellung gar nicht gewachsen fühle.

Andern Tags wohnte ich dem Empfang der Herren im Schlosse Bellevue im Tiergarten bei und folgte mit meinem Vater einer Einladung zur kaiserlichen Frühstückstafel; noch heute schwebt mir deutlich das Bild vor Augen, mit welch großer Liebenswürdigkeit sich die Kaiserin mit ihren Gästen unterhielt. Sie stand in einer Fensternische, während auf der einen Seite Herr v. Ostrowski, auf der andern Fürst Lubomirski auf sie einredete, und bemühte sich eifrig, eine

gemeinsame Unterhaltung mit den beiden Herren im Gange zu halten.

Am 9. Januar verließ mich meine Frau und kehrte wieder nach Augsburg zu den Kindern zurück, die sie mit Sehnsucht erwarteten.

Am Tage nach ihrer Abreise ereilte uns eine Einladung zum Tee im Schloß Bellevue bei den Majestäten, der meine Frau nun nicht mehr Folge leisten konnte; so ging ich mit meinen Eltern und meiner Schwester allein hin und verbrachte dort zwei angenehme Stunden. Wohltuend fiel uns allen damals wie später das schöne und harmonische Familienleben im Kaiserhause auf.

Die O.H.L. war mittlerweile in das Große Hauptquartier zurückgekehrt, mit ihrer Abreise waren indes die Differenzen keineswegs behoben. Ich machte vielmehr die Wahrnehmung, daß der Verlauf der letzten Besprechung mit derselben keinen Einfluß auf ihre Ansichten gehabt hatte. Daß die Friedensverhandlungen in Brest nicht vorwärts gingen, erleichterte die Sache nicht. Die Verstimmung gegen Herrn v. Kühlmann, den Führer der Verhandlungen, wuchs zusehends. Ludendorff drängte auf Abschluß derselben, ohne sich ersichtlich der großen Schwierigkeiten bewußt zu sein, denen unsere Unterhändler bei den Sitzungen mit den theoretisierenden jüdischen Vertretern der russischen Regierung begegneten. Am 12. Januar erschien die O.H.L. wiederum zur Aussprache in Berlin. In derselben war Ludendorff in sehr gereizter Stimmung; er verbat sich meinem Vater gegenüber einmal das „Lachen" (woran dieser gar nicht dachte) und erklärte schließlich, er würde um seine Entlassung bitten, wenn Herr v. Kühlmann im Amte bleibe. Des weiteren machte er sein eigenes Verbleiben von dem Rücktritt des Herrn v. Valentini, des damaligen Kabinettschefs des Kaisers, abhängig. Er behauptete, daß Valentini den Kaiser mit einer chinesischen Mauer um-

gebe und ihn über die wahre Stimmung des Volkes falsch orientiere. Ich habe der Sitzung nicht beigewohnt und kann daher nur erzählen, was mir mein Vater nachher berichtete. Dieser war über den Ton und das Benehmen Ludendorffs in höchstem Maße erstaunt und hat am andern Tage in einem Gespräche mit Hindenburg seinem Befremden unverhohlen Ausdruck gegeben. Der Feldmarschall war betreten, als ihm mein Vater sagte, er habe das schwere Kanzleramt auf zweimalige Bitte nicht übernommen, um sich nun in der Führung der Politik von Ludendorff befehligen zu lassen. Hindenburg, dem die Politik wohl ziemlich fernstand, lenkte ein und gab der Hoffnung Ausdruck, daß sich eine Übereinstimmung erzielen lassen werde.

Der Kaiser verhielt sich auch diesmal den Wünschen Ludendorffs gegenüber ablehnend, erklärte, weder Kühlmann noch Valentini gehen zu lassen, und befahl Ludendorff zu bleiben; oder besser gesagt, er ließ es ihm befehlen, denn zum Vortrage beim Kaiser erschien dieser nicht, sondern ließ sich wegen „Erkältung" entschuldigen.

Den Entschluß, sich schmollend in die Ecke zu stellen und um seine Entlassung zu bitten, schien er indes fallen gelassen zu haben, wie uns sowohl der damalige Chef des Militärkabinetts, General v. Lyncker, als auch Oberst v. Winterfeldt zu berichten wußten.

Am 13. Januar meldete sich der deutsche Gesandte in Kopenhagen, Graf Brockdorff-Rantzau, bei meinem Vater, um ihm eine als streng vertraulich bezeichnete Mitteilung des Königs von Dänemark zu überbringen. Diese lautete dahin, daß der König von Dänemark den Augenblick für Deutschland gekommen glaube, sich mit England über die Möglichkeit eines Friedens ins Benehmen zu setzen. Der König frage daher beim Reichskanzler an, ob er einen Fühler nach England ausstrecken solle. Mein Vater ließ auf diese Mitteilung hin sofort Hindenburg zu sich bitten und besprach die Angelegenheit

mit ihm. Beide Herren kamen dahin überein, am andern Tage mit dem Kaiser Rücksprache zu nehmen. Aus den Mitteilungen des Grafen Brockdorff-Rantzau war übrigens nicht zu entnehmen, ob es sich um einen Fühler handelte, den der König von Dänemark auf den Wunsch Englands unternahm, oder ob dieser nur selbst den Zeitpunkt einer Demarche für günstig hielt. Der Verlauf derselben hat dann — leider — der letzteren Annahme recht gegeben.

Mein Vater hatte ursprünglich am Mittwoch, den 16. Januar, im Hauptausschuß des Reichstages sprechen wollen, um auf die verschiedenen Reden, die in der Zwischenzeit von Lloyd George, Pichon und Wilson gehalten worden waren, zu antworten. Die Mitteilungen des Grafen Brockdorff-Rantzau ließen ihm indes eine Antwort im gegenwärtigen Augenblick nicht ratsam erscheinen; das Friedenspflänzchen, das damals in aller Stille aufgegangen zu sein schien, sollte sich seiner Meinung nach frei und unbeeinflußt entwickeln können. So wurde die Rede verschoben, und der Vormittag des 14. Januar sah meinen Vater, den Feldmarschall und den Unterstaatssekretär Frhrn. v. dem Busche vom Auswärtigen Amte bei dem Kaiser versammelt, um sich über die Antwort an den König von Dänemark und die eventuell weiter einzuschlagenden Wege zu beraten. Es kann heute offen ausgesprochen werden, daß meinem Vater nicht nur, sondern ebenso allen andern maßgebenden Faktoren alles daran gelegen war, an den Verhandlungstisch mit den Feinden zu kommen. Mein Vater wie auch der Kaiser vertraten den Standpunkt, daß es unter allen Umständen richtig sei, zu verhandeln, ehe die neue Offensive an der Westfront, von der man sich infolge der erheblichen Verstärkungen der deutschen Armeen mit freiwerdenden Truppen der Ostfront viel versprechen durfte, im Gange war. Ich möchte dies mit aller Klarheit hervorheben, um eventuellen Legendenbildungen entgegenzutreten. Auch der Feldmarschall schloß sich dieser Ansicht vorbehaltlos an, wie ihm ja der

Krieg nie etwas anderes gewesen ist als die „Fortsetzung einer für Deutschlands Zukunft glücklichen Politik mit andern Mitteln".

Nach langer, eingehender Überlegung wurde die folgende Instruktion für den Grafen Brockdorff-Rantzau beschlossen: Er solle dem König von Dänemark erklären, Deutschland habe an sich nichts gegen einen solchen vom König beabsichtigten Schritt. Bisher sei freilich aus Englands Verhalten keine Bereitwilligkeit zum Frieden zu entnehmen gewesen. Daher müsse Deutschland so lange auf die Entscheidung mit den Waffen vertrauen, die es auch in diesem Jahre sicher zu erringen hoffe, als man nicht von England Nachricht habe, daß es verhandeln wolle. Dann könnten sofort Vertrauensleute von beiden Seiten zusammenkommen.

Ich habe hier den Inhalt, nicht den Wortlaut der Instruktion, mit der Graf Brockdorff-Rantzau andern Tages Berlin verließ, wiedergegeben. Ruhig und vernünftig urteilende Menschen werden sie als würdig und entgegenkommend bezeichnen. Daß man mit Vorbehalt an die bisher so siegreichen deutschen Waffen appellierte, war notwendig, da man, wie schon erwähnt, nicht klar sehen konnte, von wem der Fühler letzten Endes ausgegangen war. Ein Grund, den Friedenswunsch Deutschlands deutlicher erkennbar zu machen, lag nach den Erfolgen des 1916 vorangegangenen Angebotes und der Friedensresolution vom Jahre 1917 nicht vor. Der weitere Verlauf dieses Versuches, mit England zu einer Verständigung zu gelangen, bewies bald, daß diesem an einer Annäherung nichts gelegen war. Graf Brockdorff-Rantzau mußte leider melden, daß der König von Dänemark zu der Überzeugung gekommen war, sich getäuscht zu haben, und daß sich die Möglichkeit von Besprechungen, wenn auch unverbindlichen Charakters, zur Zeit nicht feststellen lasse. Ob und inwieweit der dänische König sich mit maßgebenden Persönlichkeiten Englands in Verbindung gesetzt hat, entzieht sich meiner Kenntnis. So viel

erscheint aber sicher, daß dieser keinen Zweifel an der ehrlichen Absicht Deutschlands haben konnte, wenn irgend möglich ein weiteres Blutvergießen zu vermeiden. Spätere Vorgänge haben ebenso wie der hier geschilderte bewiesen, daß unsern Feinden an einer wirklichen Verständigung mit Deutschland so gut wie nichts lag, da sie sich des endgültigen Triumphes über dieses und seine schwachen Bundesgenossen sicher fühlten.

Die Stimmung der O.H.L. war mittlerweile nicht besser geworden; nach einer Mitteilung des Obersten v. Winterfeldt trug sich Ludendorff nach wie vor mit Rücktrittsgedanken. Während seiner letzten Anwesenheit in Berlin waren von meinem Vater in einer kurzen Denkschrift die Grundsätze festgelegt worden, die für die Führung der Politik maßgebend sein sollten. Diese Denkschrift hatte die volle Billigung des Kaisers gefunden; in ihr war der O.H.L. lediglich die Berechtigung zuerkannt worden, in politischen Fragen beratend gehört zu werden; fiel eine Entscheidung gegen ihren Rat aus, so konnte die O.H.L. davon Kenntnis nehmen, gegen die Entscheidung selbst jedoch nicht angehen. Ausdrücklich war in der Denkschrift auf die Verantwortlichkeit des Kanzlers in der Leitung der Politik hingewiesen. Die O.H.L. erklärte sich auch in Berlin mit dem Inhalte derselben vollkommen einverstanden; kaum nach dem Großen Hauptquartier zurückgekehrt, versuchte sie jedoch, Abänderungen an dem Wortlaute derselben zu erreichen, um sich einen größeren Einfluß auf die Leitung der Politik zu sichern. Der Versuch mißlang indes; die Grundsätze der Denkschrift blieben unangetastet, eine unbedeutende Änderung des Wortlautes an einer oder zwei Stellen, die von der O.H.L. als besonders unangenehm empfunden waren, wurde von meinem Vater zugestanden, da sie an dem Sinne selbst nichts verschob.

In meinen Notizen aus jener Zeit finde ich die Bemerkung: „Es macht mir den Eindruck, daß Ludendorff auf den Konflikt

mit der Reichsleitung hintreibt, um nach dem Sturze des Kanzlers die Militärdiktatur einzuführen." Ob dieser Gedanke damals Ludendorff beschäftigte, möchte ich nicht mit Bestimmtheit behaupten; daß er in den Köpfen vieler Angehörigen des Generalstabs des Feldheeres spukte, ist wohl als sicher zu bezeichnen. Mancher recht hochstehende Herr mit den Himbeerstreifen hatte eben von der Führung der politischen Geschäfte eine ganz eigentümliche Vorstellung. Wer die militärische Schulung der Kriegsakademie und des Generalstabes durchlaufen hat, für den gibt es bei der Lösung einer ihm gestellten Aufgabe immer nur: 1. die Überlegung und 2. den Entschluß, die Lösung. (Mehrere Lösungen gibt es nicht, denn bis auf eine davon sind sie falsch oder minderwertig.) In dieser Weise dachten sich viele Angehörige des Generalstabes des Feldheeres wohl auch die Leitung der Politik. Es gibt für sie auch hier nur die Lösung, die nach kurzer Überlegung gefunden wird, alles andere geschieht dann durch den Befehl. Daß Politik die Kunst des Möglichen ist, die sich auf ganz andern und wesentlich subtileren Erwägungen aufzubauen hat als der militärische Befehl, war den Herren ein unmöglicher Gedanke. Begreiflich und bis zu gewissem Grade entschuldbar sind diese Ansichten freilich für den, der die Tätigkeit unseres Auswärtigen Amtes längere Zeit zu beobachten in der Lage war, und über die mehr als ein Angestellter des Amtes mir selbst Klage führte. Mein Vater nannte das Auswärtige Amt die Republik der Referenten, die zweifellos tüchtige und begabte Männer waren, von denen aber jeder, tagaus tagein, unverdrossen in seiner Gasse arbeitete, ohne in die Nebengasse zu schauen. Daß das Ergebnis derartiger Arbeit nicht hervorragend sein konnte, von dem Zeitverluste abgesehen, der bei der Erledigung oft der einfachsten Dinge entstand, läßt sich denken. Solches aber ist dem Militär aus seiner ganzen Erziehung und seinem Werdegang heraus verhaßt. Nicht zum wenigsten schreibe ich

daher die Wünsche vieler Generalstäbler nach einer Militärdiktatur der Art der damaligen Tätigkeit unseres Auswärtigen Amtes zu.

Die Stimmung der O.H.L. war nach den letzten Ereignissen immer noch gewitterschwül geblieben und drängte nach einer Entladung. Nachdem der Abgang Kühlmanns nicht zu erreichen war, nachdem auch mein Vater keine Miene machte, den zürnenden Gewalten zu weichen, sollte der Kabinettschef des Kaisers, Herr v. Valentini, das Opfer werden. Gegen ihn, dem der Kaiser seine Anhänglichkeit bewahrte, wurde zuletzt auch der deutsche Kronprinz mobil gemacht. Ludendorff hatte sich entschieden zu bleiben, dem ihm gegebenen Befehl seines obersten Kriegsherrn wollte er anscheinend nicht zuwiderhandeln.

Mit dem Einspringen des deutschen Kronprinzen auf die Seite Ludendorffs gegen Herrn v. Valentini war die Lage wohl entschieden. Dieser, ein Ehrenmann, der Jahre hindurch seinem Kaiser in selbstlosester Weise gedient hatte, war viel zu vornehm, als daß er sich hinter seinem Herrn versteckt hätte. Mußte er auch die gegen ihn gerichteten Vorwürfe einer einseitigen Orientierung des Kaisers als gänzlich unbegründet von sich weisen, so wollte er anderseits kein Hindernis sein für das vertrauensvolle Zusammenarbeiten zwischen diesem und der O.H.L. und kam daher in der zweiten Hälfte des Januar um seine Entlassung ein. Der Kaiser, der noch kurze Zeit vorher erklärt hatte, er wolle seinen verdienten Kabinettschef nicht scheiden sehen, war in die unangenehme Lage versetzt, dem Drängen der O.H.L., das nun auch durch den deutschen Kronprinzen unterstützt wurde, um des lieben Friedens willen nachgeben zu müssen, und willigte schweren Herzens in die Verabschiedung Herrn v. Valentinis ein. An seine Stelle trat Herr v. Berg, der als den Konservativen sehr nahestehend bekannt war.

Das war das Ende der Ludendorffkrisis.

Es ist interessant, sie in den Kriegserinnerungen des Ersten Generalquartiermeisters S. 438 ff. nachzulesen. Erwägungen der Reichsleitung oder anderer Zivilbehörden existieren für denselben anscheinend nicht.

Weiß General Ludendorff — um nur eine Probe zu geben — nicht, daß auch das preußische Staatsministerium sich gegen eine Verbreiterung des sogenannten polnischen Grenzstreifens ausgesprochen hat?

Sieben Millionen Polen in Deutschland mehr als bisher und berechtigte Sorgen um die Dauerhaftigkeit einer derartigen Grenzregulierung wären ihre nächsten Früchte gewesen.

Viertes Kapitel.

Vor der Offensive. Friede mit Rußland.

Am 24. Januar hielt mein Vater die von der Öffentlichkeit schon lange erwartete Rede. Leider war es ihm nicht möglich, vor dem Plenum des Reichstages zu sprechen, da sich dieser vertagt hatte und sich seine Einberufung aus andern Gründen nicht empfahl. So mußte es bei einer Rede im Hauptausschusse bleiben, einem Forum, das meinem Vater an sich wenig sympathisch war; dort war ein ständiges Kommen und Gehen der Abgeordneten, die, rauchend und in Gruppen beieinander stehend, selten eine entsprechende Stimmung aufkommen ließen.

Die Rede brachte eine ausführliche Beantwortung der von Wilson aufgestellten 14 Punkte, die, noch während ich an der Niederlegung meiner Erinnerungen arbeitete, als der Ausgangspunkt für den Eintritt in die eigentlichen Friedensverhandlungen — wenigstens von deutscher Seite aus — betrachtet wurden.

Die Worte, die mein Vater im Januar 1918 über diese 14 Punkte gesprochen hat, wurden damals in ganz Deutschland mit überwiegender Mehrheit als das aufgefaßt, was sie sein sollten: ein Versuch, über den trennenden Ozean hinweg eine Brücke der Verständigung zu schlagen. Wer in heutiger Zeit die Rede nochmals nachliest, wird die versöhnliche Stimmung und das weite Entgegenkommen feststellen, das mein Vater Amerika gegenüber an den Tag legte. Eine ganze Reihe von Punkten des Wilsonschen Programmes wird ohne weiteres angenommen; wo das nicht ohne Vorbehalt

geschieht, werden Gründe angeführt, deren Stichhaltigkeit sich auch ein Wilson — seine ehrliche Gesinnung vorausgesetzt — nicht wird haben verschließen können. Der Punkte aber, die abgelehnt werden, sind nur wenige: die elsaß-lothringische Frage, an deren jetzige Art der Behandlung damals wohl auch der unabhängigste Sozialdemokrat nicht gedacht haben würde, und die polnische, bei der mein Vater eine Einmischung der Entente ablehnte, nachdem die Befreiung Polens von dem Joche der Moskowiter mit deutschem Blute erkämpft war. Aus dem ganzen Ton der Rede konnte auf eine ehrliche Friedensbereitschaft Deutschlands geschlossen werden. Die Parteien des Reichstages erklärten sich auch von rechts bis in die Reihen des Fortschrittes hinein mit den Ausführungen meines Vaters einverstanden; dem Abgeordneten Scheidemann freilich erschienen sie als zu wenig entgegenkommend. Das neutrale Ausland hat die Rede gut aufgenommen, und Giolittis Organ, die Stampa, brachte einen Artikel, der sich für den baldigen Eintritt in Verhandlungen aussprach. England dagegen tobte wie üblich in seiner Presse über die Kühnheit des Reichskanzlers, anläßlich der Freiheit der Meere über die englischen Flottenstützpunkte ein paar Worte zu sagen.

Mehr als je bin ich auch heute noch der Ansicht, daß es nach diesen Worten meines Vaters nicht an Deutschland lag, wenn es im Februar 1918 nicht zu Verhandlungen mit dem Feinde gekommen ist. Nur eine bedingungslose Annahme der Wilsonschen Punkte, d. h. die Rückgabe der Reichslande, die Ordnung der Verhältnisse im Osten nach den Wünschen der Entente, nicht nur ein vollkommener Verzicht von deutscher Seite auf Ausgleich in den gebrachten Opfern an Gut und Blut, sondern vielmehr eine hohe Entschädigung an die Feinde — das wären damals wie heute die Bedingungen gewesen, unter denen die Entente zu einem Frieden mit uns bereit erschien. Im Januar 1918 hat es

noch ein deutsches Volk gegeben, das solchen Schmachfrieden nicht zu schließen gewillt war; im Januar 1919 hatten weite Kreise es längst vergessen, wofür Deutschlands Heldensöhne während vier Jahren gegen eine Welt von Feinden gekämpft und geblutet haben!

Die Hoffnung, vor Beginn der großen Frühjahrsoffensive in Verhandlungen mit dem Feinde eintreten zu können, erfüllte sich nicht. Der letzten Mitteilung des Grafen Brockdorff-Rantzau vom dänischen Königshofe waren weder von dieser Seite noch von anderer solche gefolgt, die darauf hätten schließen lassen, daß der Entente an einer Versöhnung mit den Zentralmächten etwas gelegen war. Die Entscheidung mit den Waffen war unvermeidlich. Es versteht sich von selbst, daß die O.H.L. alles getan hatte, um ein glückliches Ende des großen Waffenganges herbeizuführen. Inwieweit die Vorbereitungen dazu dem Feinde unbemerkt blieben, vermag ich nicht zu beurteilen. Die Hoffnungen der deutschen Kriegsleitung waren groß. Auch mein Vater erwartete zum mindesten eine Reihe derartiger militärischer Erfolge, daß mit einem verstärkten Friedensbedürfnis der Entente gerechnet werden konnte. Da er sich indessen nicht allein auf den Optimismus der O.H.L. verlassen wollte (wenngleich er nach all den großen, in heutiger Zeit schon fast vergessenen Leistungen derselben keinen Anlaß zu Mißtrauen hatte), so beauftragte er mich, an einen mir bekannten höheren Truppenführer zu schreiben, der in den vergangenen Kriegsjahren mit großem Glücke auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen gekämpft hatte, und dessen Urteil von um so größerem Werte erschien, als uns derselbe nicht als annexionslüsterner Militärpolitiker, sondern als sachlich und nüchtern denkender Mann bekannt war, der mit seinen hervorragenden militärischen Eigenschaften eine kritische Urteilsgabe verband. In meinem Schreiben an diesen stellte ich eine Reihe militärischer Fragen, deren prompt ein-

getroffene Beantwortung ich hier folgen lassen möchte, weil sie mir von allgemeinem Interesse für die Beurteilung der damaligen Gesamtlage erscheint:

„Von einem Verständigungsfrieden kann eigentlich nur dann gesprochen werden, solange keine der beiden Parteien unter dem ‚Zwang' steht, Frieden schließen zu müssen, sondern jede der Parteien noch Aussicht oder Hoffnung hat, den Krieg gewinnen zu können, sich aber freiwillig unter Verzicht auf die Auswirkung dieser Hoffnung zur Verständigung entschließt.

Dieser Zustand wäre meines Erachtens zurzeit zwischen den Mittelmächten und den Westmächten gegeben.

Liegt bei einer Partei einmal wirklich ein mehr oder minder großer Zwang zum Frieden vor, so kann man eigentlich schon nicht mehr von einem Verständigungsfrieden sprechen, wenn die dazu gezwungene Partei auch den Schein eines freiwilligen Friedens zu wahren suchen wird; es wird ihr dies um so leichter sein, wenn der Zwang nicht mit einem Schlage entscheidend und für die Welt offenkundig eintritt, wie z. B. bei einer vernichtenden militärischen Niederlage, sondern erst langsam ausreift, z. B. aus wirtschaftlichen oder innerpolitischen Gründen usw.

Wie hierin schon angedeutet, wird dieser Zwang keineswegs ausschließlich durch eine militärische Niederlage bedingt, sondern kann durch die verschiedensten andern, allein oder als Folge militärischer Mißerfolge auftretenden Ursachen ausgelöst werden.

Ich für meinen Teil glaube nicht daran, daß zwischen den Mittel- und den Westmächten der Krieg je durch einen wirklichen Verständigungsfrieden im obigen Sinne beendet werden wird, mit andern Worten, daß der Friede freiwillig zustande kommt, solange beide Parteien wie bisher noch an den eigenen Endsieg glauben. Dazu sind die Gegensätze zu groß geworden

und während des langen Krieges einander allmählich zu schroff gegenübergetreten.

Jedenfalls scheint mir nach den jüngst bekannt gewordenen Kriegszielen beider Parteien mindestens zurzeit die Möglichkeit eines Verständigungsfriedens mit den Westmächten ausgeschlossen. Ich für mein Teil weiß ja nun allerdings nicht, wie es hinter den Kulissen aussieht, und ob ein ‚Zwang' zum Friedenschließen nicht da oder dort in höherem Maße vorliegt, als man in der Öffentlichkeit ahnt, wobei ich — ausdrücklich gesagt — nicht an Deutschland denke.

Mit Rücksicht auf unsere Zukunft ist es wohl unbedingt nötig, daß Deutschland den Krieg gewinnen muß, oder, als äußerste Mindestforderung ausgedrückt, daß es wenigstens nicht unterliegen darf.

Es fällt uns also die Aufgabe zu, nun auch noch bei den Westmächten durch geeignete Mittel den Zwang zu erzeugen, der jene zum Friedensschluß veranlassen wird.

Um wenigstens das eine Ziel zu erreichen, nicht zu unterliegen, könnte man an passive Abwehr denken. Wir haben aber aus vielen Gründen doch allen Anlaß, den Krieg bald zu beenden, was auf dem Wege der Abwehr nicht zu erreichen ist. Die Zeit ist, wenn vielleicht auch nicht gerade gegen uns, so doch nicht in solch ausschlaggebendem Maße für uns, daß wir in reiner Passivität sie allein für uns arbeiten lassen könnten.

Welches sind nun die geeigneten Mittel, um beim Feinde den nötigen Zwang zum Nachgeben zu erzeugen?

‚Der Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln.'

Die Politik bleibt aber auch während der Zeit der Wirksamkeit dieser andern Mittel das Richtunggebende. Stets wird sie, wo und wann nur irgend möglich, immer wieder einsetzen, um zu ihrem Ziele zu gelangen, ohne die ‚andern' äußersten und an sich unerwünschten Mittel weiter in Anspruch nehmen zu müssen.

Daß zurzeit eine Möglichkeit bestünde, auf rein politischem Weg zum Frieden (ohne Nachteile für uns) zu gelangen, erscheint, soweit ich es beurteilen kann, ausgeschlossen.

Also müssen die ‚andern Mittel' weitersprechen.

Militärische Erfolge sind naturgemäß das wirksamste Mittel, die Weiterführung der Politik in der Richtung eines günstigen Friedens zu unterstützen.

Welches Maß militärischen Erfolges nötig ist, um den Feind zum Nachgeben zu zwingen, ist wohl überhaupt niemals im voraus zu bestimmen, zumal im Gefolge militärischer Niederlagen andere Erscheinungen (Friedensverlangen des Volkes, innerpolitische Umtriebe, Revolution usw.) nebenhergehen, die sich jeder Voraussage entziehen.

Eine solche Vernichtung (Außergefechtsetzung der feindlichen Armee) ist der einzige militärische Erfolg, von dem man mit Sicherheit sagen kann, daß er unbedingt zum Nachgeben führen muß (Franzosen 1870/71).

Ob wir hierzu im Weltkriege den Franzosen oder (noch unwahrscheinlicher) den Engländern gegenüber gelangen können, entzieht sich völlig meiner bestimmten Beurteilung, da ich nicht einmal das Stärkeverhältnis der beiden Parteien kenne. Ich halte jedoch eine solche völlige Lahmlegung einer der beiden Heeresgruppen nicht für wahrscheinlich, anderseits aber für unsern Zweck auch durchaus nicht für nötig.

Ich glaube, es wird lediglich erforderlich sein, den Feinden durch unsere Erfolge (nicht durch passive Abwehr) die Hoffnung zu benehmen, daß sie den Krieg noch gewinnen können, und in ihnen die Befürchtung zu erwecken, daß sie schließlich noch offenkundig unterliegen möchten. Sind sie so weit, dann werden sie unbedingt den Zwang zum Friedenschließen empfinden und ihm nachgeben. Ob dazu ein Zurückdrängen der Franzosen bis Paris oder eine Besitznahme von Calais nötig sein wird, weiß heute wohl niemand. Ich halte es keineswegs für ausgeschlossen, daß der Zwang beträchtlich früher eintritt, be-

sonders wenn der Feind in den ersten kommenden Schlachten nachdrücklich unsere jetzige Überlegenheit empfunden haben sollte. Eines nur scheint mir unwahrscheinlich, daß die Entente zur Schlußbilanz sich entschließen wird, zumal wenn diese sich allmählich ungünstiger zu gestalten beginnt, ehe die Frage der amerikanischen Hilfe geklärt ist. Erhofft die Entente von dieser noch einen Umschwung, wenn auch erst 1919, so ist es schon doch sehr wohl denkbar, daß sie selbst bei ungünstigem Ausgang der vor Eintreffen der Amerikaner stattfindenden Kämpfe einem ‚Zwang' zum Friedensschlusse noch nicht erliegt.

Mir fehlen, wie gesagt, alle irgendwie verlässigen Unterlagen zur Beurteilung unserer Aussichten auf Erfolg. Wenn ich aber berücksichtige, was im Osten an Kräften frei geworden ist, und daß die Amerikaner allem Anscheine nach doch noch nicht so sehr bald und mit wirklich erdrückender Macht erscheinen werden, so halte ich rein subjektiv unser bevorstehendes Unternehmen für aussichtsvoll.

Jedenfalls aber scheint es mir, daß wir zurzeit überhaupt keine andere Wahl haben, wollen nicht wir uns zum Nachgeben unter empfindlichen Opfern und unter Verzicht auf eine befriedigende Zukunft entschließen.

Die beabsichtigte gewaltige Schlußoffensive reiht sich in den Verlauf des ganzen Krieges, wie er sich nach der Marneschlacht gestaltet hat, nach militärischen Begriffen sicher ganz logisch ein. Mit einigen kurzen vernichtenden Schlägen war die gegen uns aufgestandene riesige Feindesmacht nun nicht mehr zu überwinden. Stückweise, im Osten beginnend, wurden nun die einzelnen Kettenglieder der feindlichen Umklammerung zerschlagen: Serbien, Rumänien, Rußland und zum Teil Italien. Nun haben wir dort freie Hand, und die ganze Wucht des letzten Entscheidungsschlages wendet sich gegen Westen.

Daß die Teilsiege gegen Rumänien, Italien usw. politisch noch nicht zu einem vollen Erfolg über die ganze Entente sich

auswerten ließen, ist nicht zu verwundern. Diese Schläge trafen nur einzelne, mehr untergeordnete Glieder des Feindes; sein Kern, Frankreich, England, war noch nicht bezwungen. Trifft diese jetzt ein mächtiger Schlag, so liegt die Sache beträchtlich anders. Dieser Stoß ist gegen das Herz des Feindes gerichtet. Immerhin aber waren jene Teilerfolge doch wohl die Voraussetzung, durch die uns dieser letzte Schlag erst ermöglicht wurde; auch politisch werden sie als wertvolle Beträge auf der Habenseite unserer ganzen Abrechnung gebucht sein.

Eine ‚militärische Entscheidung des Weltkrieges' halte ich also für möglich.

Ich verstehe darunter nicht eine, an sich nicht erforderliche völlige Vernichtung der feindlichen Armeen, sondern nur die Herbeiführung derart gewichtiger Waffenerfolge, daß durch diese und ihre Begleiterscheinungen dem Feinde die Aussicht auf Gewinnung des Krieges endgültig genommen wird und er sich unter den Zwang gestellt fühlt, den Krieg durch einen Friedensschluß zu beendigen. Dann wird unsere Politik freie Bahn haben, die günstige militärische Lage zu einem befriedigenden Frieden auszuwerten. Der Zweck des Aufgebotes der ‚andern Mittel' für die Fortsetzung der Politik ist erreicht.

Hoffentlich hält die Heimat so lange durch!"

Ich überlasse es meinen Lesern, die Ausführungen eines Mannes zu würdigen, den ich als einen Sachverständigen bezeichnen möchte, dessen Urteilskraft durch keinerlei Aspirationen geschwächt war. Anknüpfend an den letzten Satz seiner Darlegungen muß hier allerdings gesagt werden, daß die Hoffnungen auf das Durchhalten der Heimat Ende Januar 1918 nicht eben übermäßig groß waren. Es setzten nämlich in diesen Tagen, ermuntert durch ähnliche Vorgänge in Österreich, die Streiks der Arbeiter in Berlin und andern größeren Städten Deutschlands ein. In ihrem Gefolge kam es in Berlin zu den üblichen Demonstrationen und Unruhen, bei

denen ein Schutzmann getötet und einem Trambahnführer die Ohren abgeschnitten wurden: Berlin hatte wieder einmal seine Sensation! Während einige Mitglieder der Regierung anfingen, darüber nervös zu werden, verlor mein Vater seine Ruhe nicht, er hielt das arbeitende Volk Deutschlands nicht für fähig, den kämpfenden Brüdern an der Front durch Arbeitseinstellung in einem Augenblicke in den Rücken zu fallen, in dem diese sich anschickten, einen letzten entscheidenden Waffengang mit dem Feinde anzutreten. Er erklärte sich selbstverständlich bereit, diejenigen Abgeordneten zu empfangen, die sich unter den Arbeitern um die Beilegung des Streiks bemühten; er erklärte auch, die Führer der Gewerkschaften zu dem gleichen Zwecke gern bei sich zu sehen, um sich mit ihnen über die Forderungen der Arbeiter zu besprechen. Anderseits aber weigerte er sich mit aller Entschiedenheit, eine Abordnung der Streikenden selbst zu empfangen. Die Arbeiter ließen darauf zunächst wissen, daß sie weder Abgeordnete noch Gewerkschaftsführer zum Reichskanzler entsenden würden, in der Hoffnung, dieser würde sich nachgiebig zeigen und in den Empfang einer Abordnung der Streikenden einwilligen. Mein Vater hat nicht nachgegeben, wohl aber die Arbeiter. Sie begnügten sich schließlich mit der Entsendung von zwei Abgeordneten zum Kanzler. Diese haben sich im Verein mit den Gewerkschaftsführern (die besten Willens, aber ihres Einflusses auf die Massen nicht mehr sicher waren) redlich bemüht, die Arbeiter zur Einstellung der Streiks zu bewegen. Im Laufe einer Woche konnten diese infolgedessen als abgeschlossen angesehen werden, da die Mehrzahl der Arbeiter noch so viel Vernunft besaß, einzusehen, daß der Krieg durch Streiks nicht abgekürzt, sondern im Gegenteil verlängert würde. Der „Tag" hat in der Nummer vom 1. Februar die feste Haltung der Regierung sehr anerkannt und ihr ein wesentliches Verdienst daran zugesprochen, daß die Arbeit verhältnismäßig bald wieder aufgenommen wurde. Wie verschieden übrigens die Verhält-

nisse in Deutschland lagen, mag daraus ersehen werden, daß z. B. in Augsburg, in dessen Maschinenfabrik seit Kriegsbeginn Tag und Nacht an der Herstellung der Motoren für die Unterseeboote gearbeitet wurde, und in dessen unmittelbarer Umgebung eine Reihe neuer Kriegsindustrien entstanden war, nicht einen Tag die Arbeit niedergelegt wurde. Die politische Agitation, der die Streiks in Berlin und anderswo ihre Entstehung verdankten, fand in dem damals noch ruhigeren Süden weniger Nährboden.

Am 12. Februar begaben wir uns in Begleitung des Herrn v. Kühlmann, des Vizekanzlers sowie des Herrn v. Radowitz und des Obersten v. Winterfeldt nach Schloß Homburg v. d. Höhe, wo der Kaiser und die Kaiserin seit einiger Zeit Aufenthalt genommen hatten. Die Veranlassung der Reise bildete der plötzliche Abbruch der Verhandlungen von Brest-Litowsk; dort hatte Trotzki am 10. Februar erklärt, Rußland befinde sich zwar nicht mehr im Kriegszustand mit Deutschland, sehe sich aber auch nicht in der Lage, mit demselben Frieden zu schließen. Die russischen Unterhändler hatten noch am gleichen Tage Brest verlassen.

Die Frage, was auf dieses Vorgehen der Russen zu geschehen habe, bedurfte einer eingehenden Besprechung mit dem Kaiser und der O.H.L., die zu solchem Zwecke ebenfalls nach Homburg gerufen worden war.

Herr v. Kühlmann traf am 12. Februar von Brest in Berlin ein und nahm an diesem Tage das Frühstück mit uns. Wie ich meiner Frau am gleichen Tage noch vor unserer Abreise schrieb, war „Herr v. Kühlmann sehr optimistisch und bezweifelte nicht, daß sich aus dem augenblicklichen Übergangsstadium mit der Zeit der Gesamtfriede auf der Ostfront entwickeln werde". Was das Verhalten der deutschen Regierung gegenüber Rußland betraf, so war er der bestimmten Meinung, daß dieses, unfähig zu irgendwelcher kriegerischen Handlung, am besten seinem eigenen Schicksal zu überlassen sei, um, wie

sich Herr v. Kühlmann ausdrückte, „in seinem eigenen Fett weiterzuschmoren". Vom rein politischen Standpunkte aus hielt er ein militärisches Vorgehen gegen Rußland für zwecklos, wenn nicht für schädlich. Bekanntlich haben die Beratungen in Homburg zu andern Entschlüssen geführt.

Wir trafen am 13. Februar vormittags gegen 9 Uhr in Homburg ein und waren als Gäste des Kaisers im Schlosse untergebracht. Mein Vater und ich bewohnten die sogenannten Bayrischen Zimmer, in denen zuletzt König Ludwig gewohnt hatte und in denen, wie ich mich erinnere, eine Reihe guter Bilder aus den bayrischen Bergen hingen. Nicht unterlassen darf ich es, dankbarst der großen Güte und Sorge der Kaiserin zu gedenken, mit der diese ihres Amtes als Schloßherrin waltete. Immer und immer wieder war sie durch die Räume gegangen, die für meinen Vater bestimmt waren, um sich zu überzeugen, ob sie auch sicher alles Notwendige und Nützliche enthielten, und ließ mir sofort nach unserer Ankunft sagen, ich sollte nur selbst noch für eventuell Erforderliches meine Wünsche äußern.

Wir waren etwa eine halbe Stunde anwesend, als der Kaiser das Zimmer meines Vaters betrat, ihn in seinem Hause willkommen hieß und sogleich eine lebhafte Unterhaltung begann, die zuerst das Gebiet der Politik mied; bald aber ging das Gespräch auf die Sorgen der Zukunft über, weshalb ich mich zurückzog. Die O.H.L. wurde erst gegen Mittag im Schloß erwartet.

Sofort nach ihrer Ankunft begann unter dem Vorsitze des Kaisers jener denkwürdige Kronrat, in dem über die Lage im Osten beraten wurde. Ich habe demselben nicht beigewohnt, kann daher nur berichten, was mir mein Vater während desselben und unmittelbar nach dessen Beendigung erzählt hat. Der Kronrat dauerte zunächst bis nachmittags $2^1/_2$ Uhr. Bis zu dieser Stunde war eine Entscheidung noch nicht gefallen. Wie ich einem Briefe an meine Frau entnehme, stand der

Kaiser und mit ihm die O.H.L. auf einem andern Standpunkt als mein Vater und Herr v. Kühlmann. Mein Vater kam einmal vorübergehend zu mir ins Zimmer und sagte mir, daß vorerst eine Einigung nicht erzielt sei; sollte eine solche oder ein gangbarer Kompromiß nicht gefunden werden, so würde er wohl den Kaiser bitten, einen Nachfolger für ihn ausfindig zu machen.

Die O.H.L. vertrat die Anschauung, ein erneutes militärisches Vorgehen gegen Rußland sei das Gebot der Stunde und infolge des Abbruchs der Verhandlungen von seiten Trotzkis das einzig Mögliche. In welcher Weise diese Fortsetzung des Krieges gegen Rußland gedacht war, und insbesondere, welche operativen Endziele durch dieselbe erreicht werden sollten, darüber schwieg sich die O.H.L. aus. Mein Vater konnte diese lediglich auf militärischen Erwägungen fußenden Pläne ebensowenig wie sein Staatssekretär billigen; die Verhandlungen rückten daher nicht von der Stelle und wurden zum Zwecke einer kurzen Mittagspause, die durch eine einfache Hoftafel ausgefüllt war, unterbrochen.

Sie fanden am Nachmittag um $5^1/_2$ Uhr ihre Fortsetzung. Was sich in der Zwischenzeit, in der mein Vater etwas der Ruhe pflegte, ereignete, weiß ich nicht. Aber bestimmt weiß ich, daß mir mein Vater von der Sitzung des Nachmittags und Abends berichtete, Ludendorff habe auf einmal erklärt, er „denke nicht daran, sich in Livland und Estland festzusetzen". Auf die Frage, welches denn dann die eigentlichen militärischen Pläne der O.H.L. seien, setzte Ludendorff auseinander, daß es sich nur um eine nicht umfangreiche Operation handle, deren Zweck neben einer Frontverkürzung im Osten zugunsten des Westens die Eroberung von Dünaburg sei. Auf dieser müsse er aber unter allen Umständen bestehen.

So schien aus den anfänglich großen Plänen der O.H.L. eine verhältnismäßig bescheidene Unternehmung geworden zu sein, der mein Vater sowohl wie auch Herr v. Payer ihre

Zustimmung nicht versagen zu können glaubten. Es wurde demgemäß vom Kaiser auf Vortrag des Reichskanzlers entschieden:

Daß die militärischen Operationen in beschränktem Maße in Richtung Dünaburg wieder aufzunehmen seien; nach Estland dürfe vorderhand nicht einmarschiert werden. An eine Entsendung von Polizeitruppen dorthin könne vielleicht später gedacht werden.

Ich habe an anderer Stelle erwähnt, daß mein Vater grundsätzlich den Menschen, mit denen er in dienstliche Berührung kam, sein Vertrauen schenkte. Ich möchte daran in diesem Augenblicke erinnern, weil ich der festen Überzeugung bin, daß mein Vater nicht einen Augenblick gezweifelt hat, die von dem Kaiser getroffene Entscheidung werde in Bezug auf den Umfang der militärischen Operationen eingehalten werden; daß die Art der Ausführung den leitenden Organen des Heeres überlassen bleiben mußte, hielt mein Vater wie sein Stellvertreter für selbstverständlich.

Herr v. Kühlmann konnte sein Einverständnis mit den gefaßten Entschlüssen nicht aussprechen, da er ein grundsätzlicher Gegner jeder militärischen Operation im Osten war. Er hat sich gefügt, indem er seine abweichende Ansicht betonte, zugleich aber erklärte, aus der von der verantwortlichen Stelle, dem Reichskanzler, getroffenen gegenteiligen Entscheidung eine Folgerung für sich nicht ziehen zu wollen.

Das, was General Ludendorff auf S. 446 ff. seiner Kriegserinnerungen über die Besprechung in Homburg zu sagen weiß, ist etwas unklar gehalten. Er spricht von einem notwendigen kurzen, starken Schlage gegen die russischen Truppen und sagt: „Eine weite Operation kam hier zunächst nicht in Frage." Wenige Zeilen weiter aber schreibt er: „Wir mußten beim Schlage gegen die bolschewistischen Truppen durch Livland und Estland bis Narwa vordringen. . . ." Mir scheint das doch eher eine „weite Operation" als ein „kurzer Schlag" zu sein.

Mein Vater wie Herr v. Payer glaubten, der Krieg im Nordosten werde nach Ausführung der „beschränkten Operation in Richtung Dünaburg" zu seinem definitiven Abschluß kommen, und aus diesem Grunde gaben sie ihre Zustimmung zu dem Antrag der O.H.L. Diese hat jedoch offenbar mit ihren „Polizeitruppen" weitergehende Ziele verfolgt. Ein kleiner, aber bezeichnender Vorgang, der mir im Herbst 1918 von einem Generalstabsoffizier berichtet wurde, der ihn selbst miterlebte, mag zur Erhärtung meiner Vermutung dienen:

Die Russen hatten nach Wiederaufnahme der Feindseligkeiten und nach Einnahme Dünaburgs funkentelegraphisch um erneute Aufnahme der Friedensverhandlungen gebeten. Die Reichsleitung hatte daraufhin sofort an die O.H.L. die Aufforderung ergehen lassen, den Weitermarsch der deutschen Truppen unverzüglich einzustellen. Das diesbezügliche Telegramm wurde in Gegenwart des erwähnten Generalstabsoffiziers Ludendorff überbracht. „Nein", rief dieser erregt aus, „das geschieht unter keinen Umständen, der Vormarsch wird fortgesetzt."

Die Reichsleitung erfuhr die Fortsetzung des Vormarsches erst durch die Besetzung von Narwa.

Die Verhandlungen in Homburg waren um $7^1/_2$ Uhr zu Ende gegangen, zu allgemeiner Zufriedenheit, wie ich wohl sagen kann. Das anschließende Abendessen wirkte erfrischend, und zu guter Stunde konnte sich mein Vater zur Ruhe begeben. Mir aber wollten, als auch ich mich niederlegte, die Worte Wallensteins nicht aus dem Sinn kommen:

„Den Samen legen wir in ihre Hände;
Ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt das Ende."

Andern Tages haben mein Vater und ich am Nachmittag Homburg verlassen. In liebenswürdigster Weise hatte uns der Kaiser eines seiner Automobile zur Verfügung gestellt, das uns in eine Vorstadt Frankfurts brachte, wo eine Kousine

meines Vaters, die er seit seiner Jugend nur hin und wieder gesehen hatte, auf einem schönen alten Besitz den Feierabend ihres Lebens verbrachte. Wir verlebten ein paar behagliche Stunden in ihrem trauten Heim, in dem die Kunst deutscher Meister ihre Pflegestätte gefunden hatte. Die schönen, vornehmen Räume, deren Wände Originalkompositionen von Schwind und Steinle schmücken, weckten in meinem Vater alte Erinnerungen seiner Jugendzeit, in der er von Darmstadt aus häufig nach Frankfurt kam, wo sein Großvater eine Reihe von Jahren Bürgermeister der freien Stadt gewesen war. Der Frieden des stillen Patrizierhauses stand in seltsamem, aber wohltuendem Gegensatze zu dem Waffenlärm, der Europa seit vier Jahren erfüllte. Wir schieden mit dem Vorsatze, uns bald wieder dort einzufinden, und bestiegen am Abend in Frankfurt den Salonwagen, der uns in die Hauptstadt des Reiches zurückführte.

Dort lernte ich an einem der nächstfolgenden Tage den Prinzen Max von Baden kennen, der meinen Vater besuchte und für den in Berlin eine längere politische Äußerung in der üblichen Form eines Interviews über die allgemeine Lage fertiggestellt wurde. Er hat dieselbe dann, wenn ich mich recht erinnere, in Karlsruhe von Stapel gehen lassen und mit ihr im Auslande einen guten Eindruck erzielt. Die Alldeutschen waren weniger zufrieden. — Damals dachte ich noch nicht an ihn als den Nachfolger meines Vaters.

Pünktlich mit Ablauf des Waffenstillstandes setzten die kriegerischen Unternehmungen im Osten ein. Am 18. Februar fiel Dünaburg, vor dem die deutschen Linien seit dem September 1915 festlagen, in unsere Hand. Gleichzeitig waren auch im Süden die deutschen Truppen zu einem Gewaltmarsch in die Ukraine aufgebrochen, der sie weit nach Osten und Süden bis an das Schwarze Meer, ja sogar mit Teilen schließlich bis in den Kaukasus führte. Ich wußte, daß mein Regiment zu diesen letzteren gehörte, und habe meine Kame-

raden im stillen oft um diesen Feldzug beneidet, der sie ferne fremde Länder kennenlernen ließ.

Während die Operation gegen Dünaburg den Entscheidungen entsprechen sollte, die in Homburg unter dem Vorsitz des Kaisers gefällt worden waren, stellt sich der Vormarsch in die Ukraine als ein neuer Vorgang dar, der auf ausdrücklichen Wunsch der ukrainischen Regierung erfolgte, mit der Deutschland bekanntlich noch in Brest-Litowsk Frieden geschlossen hatte. Für die Ukraine handelte es sich dabei um die Sicherung ihres neuerstandenen Staatswesens gegen die Raubzüge der Bolschewiken, um die Säuberung des Landes von denselben; für Deutschland war der Gedanke maßgebend, auf dem Wege des Warenaustausches in den Besitz der bitter notwendigen Getreidemengen zu kommen, die in dem fruchtbaren Lande aufgestapelt waren. Das schien anfangs infolge der Transportschwierigkeiten — mußte doch deutsche Kohle nach der Ukraine gefahren werden, um die Züge zu heizen — scheitern zu sollen. Aber noch im Herbste, kurz vor dem Rücktritt meines Vaters, hat uns der damalige Staatssekretär des Kriegsernährungsamtes berichtet, daß er mit dem Abtransport des ukrainischen Getreides nunmehr zufrieden sei und hoffen könne, im Laufe des Winters einen erheblichen Vorrat aufzuspeichern, der uns das Durchhalten bis zur nächsten Ernte ermöglichen werde. Die Revolution hat dann mit vielem andern auch diese Hoffnung zu Schanden gemacht.

Was nun aber die Ereignisse im Norden Rußlands betrifft, so möchte ich bezweifeln, ob sich mein Vater „die militärische Operation in beschränktem Maße in Richtung Dünaburg" in der Weise dachte, wie sie zur Ausführung kam. Wir haben uns darüber mehrfach unterhalten, und ich glaube sagen zu können, daß mein Vater für spätere Fälle gewitzigt blieb. Nachdem sie einmal im Gange war, schien es ihm nicht zweckmäßig, ihr durch einen Machtspruch in die Arme zu fallen, um so weniger, als er niemals Militär gewesen war und sich

infolgedessen auch nicht für berechtigt hielt, militärischen Vorgängen, von deren Umfang er in Berlin kein Bild haben konnte, eine politische Grenze zu ziehen. Zudem spielten sich dieselben im Norden Dünaburgs sowohl als auch in Estland und Livland, wohin unerwartet rasch die „Polizeitruppen" Ludendorffs von dem Meerbusen von Riga aus aufgebrochen waren, mit der bei unserer O.H.L. stets üblichen Schnelligkeit ab.

Die russische Räterepublik hat mit einem solch blitzschnellen Vorgehen der deutschen Truppen wohl nicht gerechnet. Am Ende wiegte sie sich auch in der süßen Hoffnung, dieselben seien durch den Geist des Bolschewismus, den man mit allen Mitteln zu verbreiten suchte, bereits so weit verseucht, daß die Disziplin Schaden leiden und die Pläne der O.H.L. scheitern würden. Darin hatte sie sich jedoch getäuscht. Noch lebte im deutschen Soldaten jenes Gefühl von Unterordnung, von Hingabe an das Vaterland, das ihn jederzeit zu gleichen Waffentaten fortriß wie zu Beginn des großen Verteidigungskampfes. Die Tage von Tannenberg, von den Masurenschlachten, von Gorlice waren noch nicht vergessen. Zehn Monate später freilich hat der russische Rubel des Herrn Joffe die gewünschte Wirkung gehabt.

Als die russische Regierung ihren Irrtum gewahr wurde, besann sie sich sofort eines andern. Schon am 19. Februar hatten wir die Nachricht, daß Trotzki erneut um Frieden gebeten habe. Am 20. konnte Herr v. Kühlmann hiervon dem Reichstag Kenntnis geben und fand den lauten Beifall des Hauses.

Am 24. Februar früh $9\frac{1}{2}$ Uhr teilte uns der Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, Herr v. dem Bussche, mit, daß die Russen das ihnen gestellte Ultimatum, während dessen der Vormarsch der „Polizeitruppen" in Estland fortgesetzt wurde, angenommen hätten, der Friede mit Rußland somit vor der Tür stehe.

Die weiteren Ereignisse sind der Öffentlichkeit bekannt genug. Man hat in manchen deutschen Kreisen später beliebt, den Frieden von Brest-Litowsk als einen Gewaltfrieden hinzustellen, der nun und nimmer von Dauer sein könne. Andere wieder fanden es unbegreiflich, daß das mächtige Deutsche Reich einen Frieden mit den Bolschewiken überhaupt geschlossen habe, und hätten einen Vormarsch bis Petersburg lieber gesehen. Der Ausdruck „Gewaltfrieden" konnte meinen Vater fast unwillig machen. Theoretische Erwägungen über den Vor- und Nachteil eines vollzogenen Friedensschlusses anzustellen, erschien ihm nicht am Platze. „Die Hauptsache ist doch der Abschluß", pflegte er zu mir zu sagen; „sollen wir vielleicht warten, bis wir eine Regierung in Rußland finden, die allen unsern Ansprüchen an Regierungsfähigkeit entspricht? Oder sollen wir den Russen dafür eine Entschädigung zahlen, daß sie sich endlich nach vier Jahren der schwersten Opfer an Gut und Blut herbeigelassen haben, mit uns Frieden zu schließen?"

An dieser Stelle sei es mir gestattet, ein paar Worte über die Politik zu sagen, die mein Vater in den Fragen des Ostens für die richtige hielt. Mit Abschluß des Friedens von Brest-Litowsk waren die deutschen Besatzungstruppen bekanntlich bis nach Narwa und in die Gegend des Peipussees gelangt. Der Gedanke, diese ganzen östlichen Provinzen — das Baltikum, wie es später genannt wurde — zu annektieren, hat damals in vielen Köpfen gespukt. Meinen Vater weiß ich frei von solchen Annexionsgelüsten. Wie er bereits in seiner allerersten Rede im Reichstage betont hatte, wollte er das Selbstbestimmungsrecht der Völker loyal und ehrlich angewendet wissen. In welcher Weise dieses zum Ausdruck gebracht werden sollte, war eine praktische Frage, für deren Lösung meinem Vater im Frühjahr 1918 die Zeit allerdings noch nicht gekommen schien. Erst mußten in den von den Bolschewiken befreiten Ländern Ordnung und Ruhe ein-

gekehrt sein. In den Fehler der Aufrichtung eines Reiches nach dem Muster des Königreichs Polen zu verfallen, das auf das fortgesetzte Drängen Ludendorffs[1] (in der Hoffnung, mit einer polnischen Armee die deutsche verstärken zu können) im Jahre 1916 von dem damaligen Kanzler ins Leben gerufen worden war — dazu konnte sich mein Vater, dem die Schwierigkeiten in Polen nicht unbekannt geblieben waren, nicht verstehen. Ihm schien der ganze Komplex der östlichen Fragen noch lange nicht spruchreif. Sollte sich im Laufe der Zeit im Osten die Lage klären, würde es sich als fraglos erweisen, daß das „Baltikum" eine Rückkehr in den russischen Staatsverband nicht mehr wünschte, dann erst glaubte mein Vater den Augenblick gekommen, um sich über die Form schlüssig zu werden, in der eine Annäherung dieses Gebietes an Deutschland möglich war. Keinesfalls sollte indes diese Annäherung die Gestalt einer Annexion annehmen. Es konnte an ein Bündnis, eventuell an eine Zollunion gedacht werden, vielleicht ließ sich auch der Anschluß Kurlands, des alten Siedlungsgebietes des Deutschordens, enger gestalten. Schwierig blieb die Frage der Zukunft Litauens, dessen Bewohner ihre eigenen Wünsche vorab gegenüber Polen geltendmachten. Grundsätzlich aber hielt mein Vater an dem Standpunkt fest, daß die Lösung all dieser Probleme einer gütlichen Vereinbarung zwischen Deutschland, Rußland und den neuen Staatsgebilden zu unterwerfen sei, bei welcher der Einfluß der Entente ausgeschaltet bleiben müsse.

Ich kann diese Erörterungen nicht abschließen, ohne mich einen Augenblick der Gegenwart zuzuwenden. Zur Stunde, in der ich dies schreibe, schickt sich die Entente an, dem ohnmächtigen Deutschland einen Machtfrieden zu diktieren, schlimmer

[1] So erzählte mir mein Vater, der im Herbste 1916 im Großen Hauptquartier in Pleß gewesen und von Herrn v. Bethmann über die Gründe der Errichtung eines Königreichs Polen orientiert worden war. Vgl. Ludendorffs Kriegserinnerungen 316 ff.

als den, den die blindwütendſten deutſchen Annexioniſten dem Vielverband jemals zugedacht hatten; einen Frieden, der das deutſche Volk zum Sklaven der Welt erniedrigt, einen Gewaltfrieden, von deſſen Folgen ſich Deutſchland ſchwerlich wird erholen können. Das ſind die „Errungenſchaften" einer Revolution, die ſich mittlerweile mit nichts Beſſerem zu beſchäftigen weiß, als über den Ausbau des „Räteſyſtems" nachzudenken und Deutſchland den Händen des internationalen, landfremden Judentums auszuliefern!

Der bevorſtehende Friedensſchluß mit Rußland wie auch neue Erklärungen des Präſidenten Wilſon zur allgemeinen Friedensfrage gaben meinem Vater Veranlaſſung, am 25. Februar das Wort im Reichstage zu ergreifen. — Die Rede, die er an dieſem Tage gehalten hat, iſt mir immer als die beſte erſchienen unter allen vorangegangenen und nachfolgenden. Mein Vater ſprach damals vollkommen frei, er hat nicht einmal ſeine Notizen zu Rate gezogen. Dabei fand er eine beſondere Wärme des Ausdrucks, und ſeine Worte waren dem ganzen vollbeſetzten Hauſe bis in jede Einzelheit verſtändlich. Nach einer kurzen Erklärung über Belgien, das Deutſchland nicht zu behalten beabſichtige (wie oft war dieſes nun ſchon von ihm und ſeinen Vorgängern geſagt worden!) ging er zu den 4 Punkten Wilſons über, die dieſer ſozuſagen als Extrakt ſeiner früheren 14 Paragraphen neuerdings als Grundlagen für einen Weltfrieden verkündet hatte. Mein Vater hat die 4 Punkte beſprochen und ſie ſämtlich als annehmbar bezeichnet. Das kann nicht oft genug wieder betont werden; denn der Annahme dieſer 4 Punkte durch die deutſche Regierung in aller Form und vor dem öffentlichen Forum des deutſchen Parlaments iſt ein Echo aus Amerika, ein Einſchlagen in die ausgeſtreckte Friedenshand nicht gefolgt. Mit dem deutſchen Volke haben damals auch die neutralen Länder, deren Preſſe den Worten des Kanzlers ungeteilten Beifall ſpendete, gehofft, am Vorabend des Friedens

zu stehen. Amerika und mit ihm die Entente haben nicht gewollt!

Im Verlauf seiner Rede, die eingangs noch einmal den Charakter des Verteidigungskampfes für Deutschland betonte, wandte sich mein Vater den Vorgängen des Ostens zu; hier wiederholte er die Worte, die Ludendorff in Homburg gesprochen, und erklärte, Deutschland denke nicht daran, sich in Livland und Estland festzusetzen. „Wir haben nur den Wunsch, mit den dort entstehenden Staatsgebilden nach dem Kriege in guten, freundschaftlichen Verhältnissen zu leben." Auch dies kann nicht oft genug in Erinnerung gebracht werden! Unter dem allgemeinen Beifall des Hauses wies mein Vater sodann auf den bevorstehenden Frieden mit Rußland hin, dem auch derjenige mit Rumänien bald folgen werde. „Die Aussicht auf den Frieden auf der gesamten Front von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer ist in greifbare Nähe gerückt."

Den Schluß der Rede bildete eine eindringliche ernste Mahnung an die Regierung der feindlichen Staaten, sich dem Gedanken an den Frieden nicht zu verschließen. „Das Blut der Gefallenen, die Schmerzen der Verstümmelten, alle Not und alles Leid der Völker werden über die Häupter derjenigen kommen, die sich hartnäckig weigern, der Stimme der Vernunft und der Menschlichkeit Gehör zu geben!"

Kann man eindringlicher, aufrichtiger sprechen? Die Schlußworte dieser Rede meines Vaters haben auch heute noch Sinn und Geltung, da Deutschland, in seinen Parteien innerlich zerrissen und von seinen Freunden verlassen, um Frieden bitten mußte.

Nach den Worten des Kanzlers ergriff sein Stellvertreter die Gelegenheit, sich zum ersten Male in einer längeren Rede dem Hause vorzustellen. Leider kann ich von derselben nicht behaupten, daß sie den allgemeinen Beifall des Parlaments gefunden habe. Die Konservativen, denen allein schon die Erwähnung der Wahlrechtsvorlage im Reichstag ein Dorn

im Auge war, wollten die Rede Herrn v. Payers als die eines Parteimannes aufgefaßt wiſſen. Sie proteſtierten in lärmenden Zurufen gegen ihre Gleichſtellung mit den Parteien der Linken und ließen durch ihren Vorſitzenden, den Grafen Weſtarp, vorſchlagen, die nächſte Sitzung erſt andern Tages um 2 Uhr zu beginnen, damit zum Studium der „herausfordernden Rede“ genügend Zeit vorhanden ſei.

Mein Vater fand gegen die Worte des Vizekanzlers inhaltlich eigentlich nichts einzuwenden; die Erwähnung der Wahlrechtsreform vor dem Reichstage ſah er ſelbſt wohl lieber vermieden, um unnötigem Einſpruch zu entgehen; er hätte auch manches ſicher anders ausgedrückt. Der Mehrzahl der Gedanken an ſich konnte er ſeine Zuſtimmung geben; er hat dies am nächſtfolgenden Tage ſelbſt erklärt, als er ſich bemühte, Öl auf die Wogen der politiſchen Leidenſchaften zu gießen, die Herr v. Payer entfeſſelt hatte. Die Mehrheit des Hauſes wußte meinem Vater hierfür Dank.

Fünftes Kapitel.

Frühjahr.

In den ersten Tagen des Monats März verzeichne ich den Plan einer Reise nach Wien. Mein Vater hatte den Kaiser von Österreich zwar schon als bayrischer Ministerpräsident kennen gelernt. Ebenso war ihm der österreichische Außenminister, Graf Czernin, von München her kein Fremder mehr. Seine Bekanntschaft mit ihm konnte er Anfang Februar in Berlin erneuern, wohin dieser mit Herrn v. Kühlmann aus Brest gekommen war. Damals war die Zukunft Polens einer der Hauptgegenstände der Besprechungen gewesen. Diese gedachte mein Vater durch eine Reise nach Wien in erster Linie einer Lösung näher zu bringen, zugleich aber auch mit dem jungen Kaiser von Österreich eine Aussprache über die gesamten Probleme des Ostens zu pflegen, an denen Österreich in nicht geringerem Grade als Deutschland interessiert war. Leider ist dieser Besuch weder damals zur Ausführung gekommen, noch war es später möglich, ihn nachzuholen. Dringlichere Augenblicksgeschäfte verhinderten jeweils die Reise dorthin. Am 12. März waren der Kaiser und Hindenburg wieder in Berlin; die Besprechungen galten der Hilfeleistung an die Finnen, die sich von der russischen Sowjetrepublik losgelöst hatten und ihr Land mit deutscher Hilfe von den roten russischen Truppen säubern wollten. Im Zusammenhang damit stand natürlich die Frage einer wenn auch nur vorübergehenden Besetzung der Aalandsinseln mit deutschen Truppen, die von dem König von Schweden nur ungern gesehen wurde, als Etappe für ein deutsches Hilfskorps aber unvermeidlich

war. Der Kronrat ergab diesmal eine volle Übereinstimmung zwischen Reichsleitung und O.H.L. Bekanntlich ist es auch später gelungen, die Wünsche der Finnen zu befriedigen, ohne daß die Beziehungen zwischen Schweden und Deutschland eine Trübung erfuhren. In dem Prinzen Friedrich Karl von Hessen, dem Finnland in dankbarer Erinnerung an die deutsche Hilfe die Landeskrone im Sommer 1918 angetragen hat, wäre dem neuen Staate ein idealer Herrscher entstanden. Er hätte dem Rufe nicht Folge geleistet, um seinem Hause eine Krone zu sichern, sondern mit dem hohen Verantwortlichkeitsgefühl eines ernsthaften, ehrlichen Mannes, der stets nur das Beste des Landes vor Augen gehabt haben würde.

An dem Kronrate über Finnland nahm übrigens Ludendorff nicht teil, da ihn die Vorbereitungen zur Offensive an der Front festhielten.

Am gleichen Tage war des Nachmittags eine große Anzahl von Parlamentariern im Reichskanzlerhause versammelt, um über die Absichten der Regierung in Finnland und über die Polenfrage unterrichtet zu werden. Diese Sitzung dauerte bis $^1/_2$9 Uhr abends — ein kleines Zeichen, daß auch im „autokratischen" Deutschland die Volksbeauftragten gehört wurden.

Wenige Tage später, am 15. März, empfing mein Vater eine Abordnung der Kurländer, die um die Anerkennung ihrer Selbständigkeit und um den Schutz des Deutschen Reiches baten. Beides konnte ihnen zugesagt werden. Tempora mutantur — heutzutage fand man lange Zeit kaum mehr Männer, die das eigene Vaterland gegen Bolschewiken und Polen zu verteidigen bereit waren.

Am 20. März bin ich abends nach Spa abgereist, wohin das Große Hauptquartier seit Anfang des Jahres verlegt worden war, da die O.H.L. dem Schauplatz der kommenden Kämpfe näher sein wollte. Mein Vater gedachte einige Tage nach Ostern dort zuzubringen und schickte mich voraus, um die Quartierverhältnisse zu erkunden. Ich kam am 21. mittags

an. Spa ist bekanntlich in früheren Zeiten der Sitz einer Spielbank gewesen, nach ihrer Aufhebung hörte der Zuzug internationaler Globetrotter dorthin auf. An ihre Stelle traten die reichen und reichsten Familien belgischer Industrieller, die sich auf den Höhen, welche die Stadt auf allen Seiten umgeben, Grund und Boden erwarben. Hier reiht sich ein Besitz an den andern. Aus weitläufigen, schön angelegten und gepflegten Parks schauen die Villen und Schlösser der belgischen Industrieritter, häufig im Stile der englischen Landhäuser erbaut. Die Familie Pelzer, deutschen Ursprungs, aber vollkommen belgisiert, hat im Osten der Stadt an den Höhen, die sich gegen das Hohe Venn hinaufziehen, einen weitausgedehnten Besitz, in dem sich für die verschiedenen Familienmitglieder allein drei Herrenhäuser befinden, die von dem Reichtum ihrer Eigentümer mehr als von ihrem Geschmack Zeugnis ablegen.

Diese und andere Wohnstätten waren nun beschlagnahmt worden, um den Abteilungen des Großen Hauptquartiers und deren Führern als Unterkunft zu dienen. Auch die zahlreichen Militärbevollmächtigten der deutschen und der verbündeten Staaten mußten Bureau- und Wohnräume finden. Die Unterbringung aller dieser Persönlichkeiten war infolgedessen eine sehr weitläufige. Fast jeder höhere Offizier bewohnte mit oder ohne seinen Stab eine der genannten Villen. Der Verkehr untereinander konnte sich nur mittels Automobil abspielen. War dies ein Nachteil, so standen ihm doch auch Vorteile gegenüber: eine Belegung der Stadt Spa und ihrer Umgebung mit Bomben mußte auch dem Feinde zwecklos erscheinen, da er vielleicht Unglück unter der Bevölkerung und Zerstörungen an einzelnen Gebäuden angerichtet hätte, die Möglichkeit eines militärischen Schadens aber so gut wie ausgeschaltet war. Tatsächlich sind auch niemals feindliche Geschwader über Spa erschienen, obwohl dies als Sitz des Großen Hauptquartiers und Wohnort des Kaisers dem Gegner bekannt gewesen ist.

In der Stadt selbst war der Generalstab in dem Hôtel Britannique untergebracht. — Spa unterscheidet sich übrigens in nichts von allen andern belgischen Kleinstädten, deren Merkmale: die meist einstöckigen, drei Fenster breiten Häuser aus Backstein, eine an Werktagen schmutzige, an den Sonntagen geschmacklos herausgeputzte Einwohnerschaft, auch hier zu sehen waren. Ein durch einen Brand während des Krieges zerstörtes Kurhaus, ein neues, in ziemlich gutem Zustande befindliches katholisches Gotteshaus in romanischem Baustil und eine englische Kapelle, in welcher der Kaiser, wenn anwesend, an den Sonntagen Gottesdienst abzuhalten pflegte, waren die einzigen Gebäude, die sich aus dem prosaischen Einerlei der Häuserreihen hervorhoben. Dagegen fehlte kaum an jedem zweiten Hause die Inschrift: Estaminet.

Die Bewohner Spas und seiner Umgebung waren im allgemeinen ruhig und anständig. Zeitweise streikten wohl die Angestellten der elektrischen Trambahn, die nach dem nahen Verviers führte; dann wurde diese eben durch deutsches Militär bedient. Im allgemeinen aber hatte sich die Bevölkerung an die unvermeidliche Anwesenheit der Deutschen gewöhnt; der als Bezirksamtmann tätige Beamte des Gouvernements Lüttich konnte über ernstere Schwierigkeiten nicht klagen.

Als ich an jenem 21. März das Große Hauptquartier betrat, ahnte ich nicht, daß genau an dem frühen Morgen dieses Tages die große, mit fieberhafter Spannung erwartete Offensive begonnen hatte. Kein Laut drang von der Front herüber in das stille Tal, das noch im Winterschlaf zu liegen schien. Und doch hatten wenige Stunden vorher Tausende von Geschützen ihr Vernichtungswerk begonnen, ihre ohrenbetäubenden Stimmen erhoben, deren dumpfes Dröhnen in den Morgenstunden auch in Spa gehört worden war und seinen Bewohnern ein Zeichen von dem Beginn des gewaltigen Kampfes gab. Jetzt war es still geworden, das Leben in der kleinen Stadt

ging seinen gewöhnlichen Gang. Ich begab mich sogleich an die Besichtigung des für den Reichskanzler und seine nächste Umgebung reservierten Hauses. Es lag auf den Höhen nordöstlich der Stadt, zu seinen Füßen der kleine, künstlich angelegte Lac de Warfaz. Äußerlich anscheinend nach einer Vorlage des „Ankersteinbaukastens" erbaut, hatte es im Innern eine ganz zweckmäßige Raumverteilung. Es war erst kurz vor Beginn des Krieges fertig geworden, enthielt aber alle notwendigen Einrichtungsgegenstände. Das Schönste an dem Besitz war der wundervolle Rundblick, den man von allen Räumen des Hauses auf das Tal und die gegenüberliegenden Höhenzüge bis hinauf an das Hohe Venn hatte. Den Abend dieses Tages habe ich im „Silberlöwen" in Gesellschaft derjenigen Herren verbracht, die im Großen Hauptquartier auch während der kriegerischen Handlungen zu verbleiben hatten und nicht wie die Operationsabteilung näher an der Front (in Avesnes) benötigt waren. Die Herren hatten mittlerweile die ersten Nachrichten von dem Beginn des großen Ringens erhalten; sie lauteten günstig und ließen einen weiterhin befriedigenden Fortgang der Operationen erwarten. Daß es um Sein oder Nichtsein ging, war den Herren in ihrer überwiegenden Mehrzahl vollkommen klar. Daher war die Stimmung trotz der guten Meldungen von der Front durchaus keine übermütige.

Meine Aufgabe in Spa war mit der Besichtigung des Quartiers und den notwendigen Anweisungen über Raumverteilung usw. erledigt. Ich beschloß, keine Zeit zu verlieren, und setzte mich noch in derselben Nacht in den Schnellzug, der mich über Köln am nächsten Abend nach Augsburg brachte, wo ich die Ostertage zu verleben hoffte.

Lange bin ich nicht zu Hause geblieben. Während der Karwoche konnte ich mich mit den Meinen an den glänzenden Erfolgen der ersten Angriffstage erfreuen und den Jubel und Stolz der Heimat an den neuen Waffentaten der kämpfenden

Brüder miterleben. Aber schon am Ostersonntag fuhr ich wieder nach Berlin zurück; dorthin riefen mich in erster Linie ungünstige Nachrichten über den Gesundheitszustand meines Vaters. Glücklicherweise waren dieselben unbegründet. Ich fand ihn infolge eines kleinen Schwächeanfalls zwar noch im Bette, indessen wurde mir von dem behandelnden Arzte versichert, daß derselbe keinerlei Bedeutung habe und bei dem hohen Alter meines Vaters und seiner fortgesetzt intensiven Tätigkeit nichts Außergewöhnliches sei. In der Tat war mein Vater nach zwei Tagen schon außer Bett und nahm bald die Geschäfte im ganzen Umfange wieder auf.

In der Zwischenzeit war der Friede mit Rumänien paraphiert worden. Herr v. Kühlmann hatte sich bemüht, in den Verhandlungen so viele wirtschaftliche Vorteile als möglich für Deutschland herauszuschlagen (Petroleumabkommen, Lieferung von Getreide usw.). Österreich-Ungarn erhielt die gewünschten Grenzkorrekturen. (Die Dobrudschafrage blieb noch ungelöst, da die Türkei, neidisch auf einen Gebietszuwachs Bulgariens, ihrerseits Grenzverbesserungen an der türkisch-bulgarischen Grenze verlangte.) Herr v. Kühlmann hatte gewiß mit Recht einen „Machtfrieden" zu vermeiden gesucht, für den die Gewähr einer längeren Dauer nicht gegeben gewesen wäre. In Berlin lösten jedoch die als viel zu mild empfundenen Friedensbedingungen in den Kreisen der Gegner des Herrn v. Kühlmann einen heftigen Sturm der Entrüstung aus. Das alte Spiel der Intrigen begann von neuem. Diesmal griff man zu zugkräftigeren Mitteln. Bald „wußte" man in ganz Berlin von dem „freien" Lebenswandel des deutschen Staatssekretärs des Auswärtigen in Bukarest. Schon erschienen in der rechtsstehenden Presse allerlei geheimnisvolle Andeutungen, die darauf hinausliefen, daß Herr v. Kühlmann das Ansehen des Deutschen Reiches in Bukarest nicht gewahrt habe usw. Mein Vater war über diese Treibereien gegen seinen Staatssekretär empört. Er fand es, wohl in Übereinstimmung mit

allen anständigen Menschen, niedrig, einen politischen Gegner mit Anschuldigungen persönlicher Natur zu bekämpfen. Leider weiß ich die Umgebung des Kaisers nicht frei von solchem Gebaren. Denn ich erinnere mich noch recht genau eines Gespräches mit einem in der nächsten Nähe des Kaisers befindlichen Herrn, das ich in dieser Zeit einmal in Potsdam führen mußte, und in welchem ich aus meiner eigenen Abneigung gegen eine derartige Kampfesweise durchaus kein Hehl machte.

Ich bin mir auch nicht im Zweifel darüber, daß man in gewissen Kreisen die Gelegenheit unter keinen Umständen vorübergehen lassen wollte, um den politisch verhaßten Gegner auf diese wenig anständige Weise loszuwerden.

Am 9. April brachten wir den schon vor Ostern gefaßten Plan eines etwa vierzehntägigen Aufenthaltes im Großen Hauptquartier zur Ausführung und fuhren in Begleitung des Herrn v. Radowitz und des Obersten v. Winterfeldt nach Spa, woselbst wir andern Tags um die Mittagszeit eintrafen. Der Kaiser war nicht anwesend, er befand sich an der Front, an der es zu einem Halt gekommen war. Durch die Verwüstungen des Sommegebietes hindurch war die erste gewaltige Angriffswelle bis vor die Tore von Amiens gebrandet. Dort hatte sich der Angriff zunächst festgelaufen. Es gab unter den „unverantwortlichen" Sachverständigen manch einen, der damals Bedenken hegte, ob eine Fortsetzung des Angriffes noch Aussicht auf Erfolg biete. Man hatte vielfach gehofft, die Offensive werde uns mit einem Schlage, wenn nicht in den Besitz von Calais, so doch in denjenigen von Amiens und der Gegend westlich bis zum Meere bringen, wodurch die Trennung der englischen Armee von der französischen herbeigeführt worden wäre. Ich habe mich über diese Hoffnung mehr als einmal mit dem Obersten v. Winterfeldt unterhalten und ihn nach der Anschauung der O.H.L. hierüber gefragt. „Ludendorff hat mir wiederholt versichert", so lautet etwa die mir gegebene

Auskunft, „daß er so weitausschauende Pläne bei der Anlage der ersten Offensive nicht gehabt hat. Was er beabsichtigte, was er für durchführbar hielt und was ihm auch glänzend gelungen ist, das ist, den Engländern zunächst einmal eine schwere Niederlage beizubringen. Inwieweit er imstande sein würde, diese Niederlage der Engländer weiterhin militärisch auszunutzen, das ließ sich auch von Ludendorff nicht vorherbestimmen; der Gegner ist schließlich auch noch da. Er wird seine Gegenmaßregeln ergreifen, die vorherzusagen ganz unmöglich ist, die man erst erkennt, wenn sie wirksam werden. Natürlich geht die Absicht Ludendorffs dahin, den erstrittenen Sieg über die Engländer nun möglichst lange und gründlich auszubeuten."

Dem Angriffe beiderseits der Somme sollte ein solcher auf Arras folgen. Derselbe blieb gleich anfangs stecken und wurde nicht weiter durchgeführt; dagegen brachte uns die Offensive gegen Armentières um ein gutes Stück vorwärts. Dieselbe spielte sich gerade während unserer Anwesenheit im Großen Hauptquartier ab; ihr schönes Gelingen trug wesentlich dazu bei, daß die O.H.L. mit aller Sicherheit damit rechnete, den Krieg noch im Laufe des Jahres siegreich zu beenden. Sie erwog damals den Gedanken, den Frieden im Westen nicht durch den ihr unliebsamen Staatssekretär des Auswärtigen, sondern durch Herrn Dr. Helfferich verhandeln zu lassen, eine Idee, die freilich noch der Zustimmung des Reichskanzlers bedurft hätte.

Am 12. April folgte mein Vater mit seinen Herren und mir einer Einladung zum Frühstück bei dem Chef des Admiralstabes, Exzellenz v. Holtzendorff, das mir deswegen in Erinnerung geblieben ist, weil bei demselben die Zukunft Flanderns und der flandrischen Küste besprochen wurde, für die der Admiralstab einen Plan ausgedacht hatte, den er eifrigst propagierte und den er in einer Denkschrift — eine der zahllosen — niedergelegt hatte. Die Errichtung eines Herzogtums Flandern,

unter deutschen Schutz zu stellen, die Abgabe der Wallonie an ein „royalistisches" Frankreich waren die Hauptprogrammpunkte dieser Denkschrift, für die auch v. Holtzendorff sich bei meinem Vater einsetzte, ohne, glaube ich, bei diesem mehr als ein höfliches Interesse an dem Plane zu finden.

Wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel wirkte in diesen Tagen die Kunde von der Veröffentlichung eines Briefes durch Clémenceau, den Kaiser Karl von Österreich an den Prinzen Sixtus von Bourbon geschrieben haben sollte. Der erste Eindruck im Großen Hauptquartier war der, daß der Brief echt sei. Jedermann sagte sich, daß Clémenceau es nie gewagt haben würde, einen derartigen, die Bündnistreue Österreichs seltsam beleuchtenden Brief zu veröffentlichen, wenn ihm eine Fälschung nachgewiesen werden konnte; denn Clémenceaus Stellung wäre damit unhaltbar geworden. In Wien hob man nun allerdings ein eifriges Dementieren an; die belastenden Stellen des Briefes wurden als gefälscht bezeichnet; die Tatsache des Briefes selbst blieb bestehen. Ein weiteres Verbleiben des Grafen Czernin als Minister des Auswärtigen war damit unmöglich geworden; dieser selbst erklärte zwar ausdrücklich, von einem Briefwechsel seines kaiserlichen Herrn mit dem Prinzen von Bourbon nichts gewußt zu haben. An späteren Andeutungen, die das Gegenteil besagten, hat es freilich nicht gefehlt; ich muß mich jedoch mit diesen kurzen Bemerkungen begnügen, da mir eine authentische Darstellung des ganzen Falles nie zu Gesicht gekommen ist.

Die Empörung im Großen Hauptquartier war eine allgemeine. Mit Bitterkeit gedachte man der schweren Blutopfer, die man für den Bundesgenossen während vier Kriegsjahren gebracht hatte. Das Wort „Dank vom Hause Habsburg" war in aller Munde.

Durch den Abgang Czernins mußte natürlich auch in dem Abschluß des Friedens mit Rumänien eine unliebsame Ver-

zögerung eintreten. An Stelle Czernins trat der in den Grafenstand erhobene Frhr. v. Burian, der als etwas hartnäckiger Ungar bekannt war. Unsern Kaiser führte der politisch sehr unliebsame Zwischenfall in der Nacht vom 15. auf den 16. April von der Front nach Spa zurück. Er erschien am 16. schon um $9^1/_2$ Uhr früh bei meinem Vater und hat über eine Stunde lang mit ihm allein konferiert. Er muß sehr erregt gewesen sein; denn ich hörte vom Nebenzimmer aus, in welchem ich zu arbeiten pflegte, wiederholt, daß er mit der Hand heftig auf den Tisch schlug. Anschließend an die Besprechung des Kaisers mit meinem Vater unter vier Augen fand eine solche in Gegenwart des Herrn v. Berg und des Tags vorher aus Berlin eingetroffenen Herrn v. Kühlmann statt, in welcher über die durch den Vorfall abgekühlten Beziehungen zu Österreich verhandelt wurde. Weittragende Entschlüsse wurden naturgemäß hierbei nicht gefaßt; dazu bedurfte es erst genauerer Nachrichten aus Wien, die der der Person des österreichischen Kaisers zugeteilte General v. Cramon in den nächsten Tagen mitbringen sollte.

Am andern Morgen wurde Herr v. Kühlmann schon auf 9 Uhr früh zum „politischen Spaziergang" mit dem Kaiser in dessen Quartier bestellt; der Staatssekretär berichtete bei dieser Gelegenheit ausführlich über den bevorstehenden Frieden mit Rumänien. Er kam von dem Vortrage befriedigt zurück, da er hatte feststellen können, daß die widerlichen Intrigen, die man gegen ihn in Berlin und anderswo gesponnen, verpufft waren, ohne auf den Kaiser Eindruck zu machen. Herr v. Kühlmann war sicher, das Vertrauen desselben noch zu besitzen.

Wir haben dann alle beim Kaiser gefrühstückt und den kurzen Vortrag des jungen Generalstabsoffiziers angehört, der uns von der vernichtenden Beschießung der Kohlengruben von Lens und Arras erzählte, welche die deutsche Artillerie an diesem Tage begonnen habe. Kameraden, die damals an der Front dort oben standen, haben mir später berichtet, daß die Fabrik-

türme der Förderanlagen dieser Gruben all die Monate später ruhig den Rauch ihrer Maschinen weiter in die Luft sandten. Die militärisch so wichtige Maßnahme war leider gescheitert.

Einem vorbereiteten deutschen Angriffe im sogenannten Ypernbogen, der zu gleicher Zeit beginnen sollte, hatten sich die Engländer geschickt entzogen und die alten Stellungen vom Jahre 1915 eingenommen; offenbar waren ihnen die Anstalten zu dem Angriffe nicht verborgen geblieben. Der ganze Aufmarsch der Artillerie an dieser Stelle war somit hinfällig, neue Vorbereitungen an einem andern Teile der Angriffsfront wurden notwendig.

Der Kaiser fuhr noch am Abend des 17. April wieder an die Front. Tags darauf kam der aus Wien erwartete General v. Cramon im Großen Hauptquartier an. Er berichtete meinem Vater ausführlich über die Verhältnisse in Österreich. Seiner Meinung nach litt der junge Kaiser schwer unter der Last der hohen Verantwortung, die er als Beherrscher der uneinigen Völker der Donaumonarchie zu tragen hatte und die für sein Alter fast zu groß erschien. Die viel verbreitete Ansicht, als sei die Kaiserin Zita diejenige, die bei dem ominösen Briefe ihre Hände im Spiel gehabt habe, teilte Herr v. Cramon nicht, wie er dies verschiedene Male betonte. Daß die unliebsame Angelegenheit durch eine baldige Zusammenkunft der beiden Herrscher erledigt werden müsse, war klar, doch bezweifelte General v. Cramon, ob sich Kaiser Karl so schnell zu einer Reise nach Deutschland oder dem Großen Hauptquartier werde entschließen können.

Am 21. April erschien in Spa bei meinem Vater eine aus dreizehn Köpfen bestehende Deputation der Livländer und Estländer; geführt wurde dieselbe von dem Frhrn. v. Dellinghausen, einem Balten, doch befanden sich auch einfache estnische und lettische Landwirte darunter. In einer längeren Ansprache erbaten die Abgesandten den Schutz und die Hilfe des Deutschen Reiches bei der Errichtung ihres neuen Staatswesens. Die der Deputation gegebene Antwort war erst nach mehr wie

einem Ferngespräch und Telegrammwechsel mit Herrn v. Payer in Berlin festgestellt worden. Sie kam den Wünschen der Bittsteller entgegen, ohne auf die Frage der Regierungsform oder der Anlehnung an Deutschland näher einzugehen.

Dieser Tag ist mir noch aus einem andern Grunde in Erinnerung geblieben. Wir hatten am Abend nach Tisch den gewohnten Robber Whist gespielt, nach dessen Beendigung mein Vater zu Bette gegangen war, während Oberst v. Winterfeldt, Herr v. Radowitz und ich noch ein wenig unsere Ansichten über die Kriegslage austauschten. Es war etwa 11 Uhr, als unser Kanzleibote ein eiliges Telegramm aus Berlin an den Kanzler hereinbrachte. Herr v. Radowitz öffnete es. Es enthielt die Mitteilung des zwei Tage vorher in die Metropole zurückgekehrten Herrn v. Kühlmann, daß die O.H.L. beabsichtige, ohne weiteres in den nächsten Stunden in das an Belgien angrenzende Niederländisch-Seeland einzumarschieren. Der Grund für diese plötzliche Extratour war das wiederholte Überfliegen neutralen holländischen Gebietes durch englische Flieger, das erfolgreich abzuwehren sich Holland außerstande zeigte. Es waren in dieser Angelegenheit schon wiederholt Noten gewechselt worden, Holland hatte auch jedesmal seine Bereitwilligkeit ausgesprochen, nach Möglichkeit seine Lufthoheit zu wahren. Da indes das Einfliegen der feindlichen Flieger nach wie vor stattfand, wohl weil die holländische Regierung kein Mittel zur Hand hatte, es vollständig zu unterbinden, so war die O.H.L. anscheinend zu der Ansicht gelangt, der Worte seien nun genug gewechselt, man solle zu Taten übergehen. Kopfschüttelnd las Herr v. Radowitz das seltsame Telegramm und bat Herrn v. Winterfeldt, sich sogleich telephonisch mit der O.H.L. in Verbindung zu setzen. Dies geschah, und wir erhielten die beruhigende Nachricht, daß die O.H.L. jedenfalls ohne ausdrückliche Genehmigung der Reichsleitung nichts unternehmen werde. Wir haben uns für berechtigt gehalten, die Nacht-

ruhe meines Vaters nicht zu stören. Die Einwilligung ist aber auch am andern Tage ebensowenig wie später erteilt worden.

Am 23. April haben wir Spa verlassen. Mit unserer Abreise schien der Frühling in dem bisher noch schneebedeckten Tale einziehen zu wollen; strahlende Sonne und laue Frühjahrsluft begleiteten uns auf der kurzen Fahrt durch das belgische Grenzgebiet. Als wir uns in Aachen die neuesten Zeitungen kauften, lasen wir in der „Deutschen Zeitung" einen heftigen Schmähartikel gegen Herrn v. Kühlmann. Erneut wurde mit der Behauptung gearbeitet, daß ein Verbleiben des Staatssekretärs im Amte mit der Würde des Deutschen Reiches unvereinbar sei. Hier mußte einmal ein Ende gemacht werden. Noch von Aachen aus ging daher der Befehl meines Vaters auf telegraphischem Wege nach Berlin, im Auftrage der Reichsregierung gegen die „Deutsche Zeitung" wegen ihres Artikels Strafantrag zu stellen. In den nächsten Tagen wurde dann auch noch gegen ein anderes im alldeutschen Fahrwasser schwimmendes Blatt aus dem gleichen Grunde Strafantrag erhoben. Die Vernehmungen in dieser wenig angenehmen Angelegenheit zogen sich durch den Sommer bis zum Tage der Entlassung Herrn v. Kühlmanns fort und fanden dann ein Ende, ohne daß es, soweit mir erinnerlich, zu einer Verhandlung gekommen wäre.

In Berlin war es mittlerweile Frühling geworden, der schöne Garten des Reichskanzlerhauses stand im ersten Blütenschmucke der Rhododendren und Magnolien. Auch im Tiergarten hatten sich Bäume und Sträucher mit zartem Grün bedeckt. Ich ritt meine Pferde täglich vor dem Frühstück dorthin zu einer Stunde, da die Großstadt noch schlief und ich mich allein und ungestört an dem Wiedererwachen der Natur erfreuen konnte. Da meine Frau aus Augsburg zu Gast angekommen war, folgte für mich eine Reihe besonders schöner Wochen.

Am 30. April wohnten wir beide der Sitzung im preußischen Abgeordnetenhause bei, in der Graf Spee seinen Antrag auf Vertagung der Wahlrechtsvorlage bis nach dem Kriege stellte.

Es kam zu großen Lärmszenen im Hause. Graf Spee hatte die Behauptung aufgestellt, die Leute an der Front, von der er komme, kümmerten sich so gut wie nicht um die Frage des neuen Wahlrechts, er kenne die Stimmung der Frontsoldaten sehr gut. Das reizte die Sozialdemokraten auf das äußerste und veranlaßte den Abgeordneten Hoffmann dieser Partei zu dem Zwischenrufe: „Graf Spee kommt aus dem Offizierskasino!" Die Erregung wuchs, und nachdem Graf Spee mit der Begründung seines Antrages zu Ende gekommen war, hielt der Abgeordnete Hoffmann eine kurze, sehr heftige Gegenrede. In der Öffentlichkeit weniger bekannt ist es, daß der Antrag des Grafen Spee große Aussicht hatte, angenommen zu werden. Es war nämlich an diesem Vormittag eine ganze Anzahl von Abgeordneten in der Sitzung nicht anwesend. Nur diejenigen, die um die Einbringung des Antrags Spee wußten, hatten sich zahlreich eingefunden. Hätte der Präsident sofort abstimmen lassen, so wäre dem Grafen Spee die Zustimmung der überwiegenden Mehrheit der Anwesenden sicher gewesen. Damit aber stand die Regierung sofort vor der Frage der Auflösung des Abgeordnetenhauses. Glücklicherweise wurde von dem Präsidenten die Sitzung auf Antrag eines Zentrumsabgeordneten unterbrochen. In der Zwischenzeit gelang es, durch sofortigen telephonischen Herbeiruf die Abgeordneten vollzählig im Hause zu versammeln. Als dann die Sitzung wieder aufgenommen wurde, verfiel der Antrag Spee der Ablehnung.

Am Nachmittage des gleichen Tages sprach mein Vater dort einige kurze Worte zur Wahlrechtsvorlage. Ich befand mich mit meiner Frau auf einer der Tribünen. Während mein Vater über die Entstehung der neuen Vorlage und von der notwendigen Einlösung des gegebenen Königs-

wortes sprach, hörte ich hinter mir die Worte „unerhörte Geschichtsfälschung" fallen. Ich wandte mich um und bemerkte einen Marineoffizier, der mich nicht kannte und der sich offenbar des Beifalls seiner Äußerung im Kreise der in der Loge Anwesenden sicher wähnte. Mir fing das Blut in den Adern zu kochen an. Als kurz darauf meine Frau, die den Worten des auf den Kanzler folgenden Redners gelauscht hatte, sich zu mir wandte, um mich leise zu fragen, ob mein Vater noch einmal sprechen werde, antwortete ich ihr so laut, daß mein Hintermann es hören mußte: „Nein, noch einmal wird mein Vater wohl keine Geschichtsfälschung begehen." Meine Frau fragte mich erstaunt, was ich damit meine. Ich erwiderte ihr ebenso laut wie das erste Mal, daß ein Herr hinter mir von einer unerhörten Geschichtsfälschung durch meinen Vater gesprochen habe. Es war schade, daß der Betreffende nicht verstehen konnte, was meine Frau daraufhin zu mir sagte, aber in ihrer Erregung bediente sie sich einer fremden Sprache, die von dem Herrn kaum gesprochen wurde. Als ich aber kurz nachher meinen Blick wie zufällig nach rückwärts richtete, bemerkte ich, daß die Bank hinter mir leer war.

Die kleine Episode ist an sich unbedeutend genug. Es fällt mir nicht ein, deswegen dem Marineoffizier oder seiner schönen Waffe für alle Zeit feind zu sein. Aber sie wirft ein bezeichnendes Schlaglicht auf manche Kreise unserer preußischen Intelligenz, denen allein der Gedanke an eine Umänderung der bestehenden Wahlgesetze in Preußen etwas so Unmögliches schien, daß sie sogar die Worte ihres eigenen Königs in ihrem Sinne auslegten und in der Ausdeutung, wie sie allein richtig war, eine Verdrehung der Wahrheit erblickten.

Die Wahlrechtsvorlage wurde dann in zweiter Lesung mit großer Mehrheit abgelehnt. Von der Regierung war dies nicht anders erwartet worden. Auch über den weiter einzuschlagenden Weg bestand bei ihr keinerlei Meinungsverschiedenheit. Alle

verfassungsmäßig zur Verfügung stehenden Mittel sollten angewandt werden, um die Vorlage wenn irgend möglich doch noch, und zwar in diesem Jahre, durchzubringen. Zu diesen zählte als letztes natürlich auch die Auflösung des Abgeordnetenhauses. Daß dieselbe als ultima ratio zu erfolgen habe, darüber bestand weder bei meinem Vater noch bei einem seiner Minister irgendein Zweifel. Mein Vater wußte sich auch bei dem Kaiser, der, Anfang Mai wieder von der Front zurück, diesmal nach Potsdam in das Neue Palais übergesiedelt war, mit dieser Ansicht durchzusetzen. Der Kaiser hat seine Zustimmung zu einer Auflösung des Abgeordnetenhauses dem Kanzler gegeben, als dieser ihm in Potsdam über den ganzen Stand der Wahlrechtsvorlage ausführlich Vortrag hielt. Daß freilich die dann notwendigen Neuwahlen nicht ohne große Schwierigkeiten, und nicht ohne erneute Aufregung in die erregten Massen hineinzutragen, möglich waren, darauf mußte man gefaßt sein. Schon die Frage, ob die an der Front Stehenden wahlberechtigt seien oder nicht, begegnete verschiedener Auffassung. Aus diesen Gründen erhoffte mein Vater ein Zustandekommen der Wahlrechtsreform ohne eine Auflösung des Abgeordnetenhauses. Er konnte mit einer Annahme des Gesetzes dort freilich nicht rechnen. Aber er setzte seine Hoffnung auf das Herrenhaus, das ihm genug Männer zu enthalten schien, welche die Notwendigkeit der Reform erkannten. Auch im Herrenhause waren die Meinungen über ein neues Wahlgesetz anfangs sehr geteilt. Eine Gruppe beschäftigte sich mit dem Vorschlag eines berufsständischen Wahlsystems. Von diesem wollte mein Vater nichts wissen. An dem Prinzip des allgemeinen gleichen Wahlrechts mußte festgehalten werden. Gegen Sicherungen, die solchem Prinzip nicht zuwiderliefen, hatte er nichts einzuwenden.

Mein Vater hat in diesen und den folgenden Tagen viele Besprechungen mit einer Reihe von Herrenhausmitgliedern

gehabt. Er hat ihnen wiederholt und eindringlich auseinandergesetzt, welch eminent politische Tat nicht nur für die Allgemeinheit, sondern gerade auch für das Herrenhaus selbst geschähe, wenn dieses sich für die so heiß umstrittene Vorlage einsetze. Zunächst war die Anzahl der Herren, welche die Richtigkeit dieses Gedankenganges anerkannten, nicht eben sehr groß. Mit der Fortsetzung der Verhandlungen aber wuchs sie an. Gegen Ende des Sommers konnte mein Vater damit rechnen, eine kleine Mehrheit von Herrenhausmitgliedern für die Wahlreform nach dem Prinzip des gleichen Wahlrechts gewonnen zu haben.

Eine hübsche Erinnerung dieser Tage ist eine Einladung zum Tee bei der Kaiserin, die meiner Frau und mir für den 2. Mai abends 9 Uhr zuging. Wir trafen außer der Oberhofmeisterin und dem diensttuenden Kammerherrn nur die Gräfin H. dort an. Die Kaiserin war von einer gewinnenden Freundlichkeit und Güte. Die Leiden und Entbehrungen des deutschen Volkes während der harten Kriegsjahre waren ihrem Herzen nicht fremd geblieben, auch sie litt seelisch unter ihnen, und aus ihren Worten sprach deutlich, wie nahe ihr die Not des Volkes ging. Die Oberhofmeisterin hat uns später erzählt, daß die Kaiserin fast täglich eine Reihe von Lazaretten besuchte und daß sie sich bei diesen Besuchen nur ungern begleiten ließ. Mit dem einfachen Soldaten ohne Förmlichkeit und Feierlichkeit sprechen, ihn nach seinen Erlebnissen, nach Haus und Herd fragen zu können, ihm mit mütterlichen Worten Trost und Ermunterung zu spenden, war ihr Herzensbedürfnis.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch eines späteren Empfanges meines Vaters durch die Kaiserin in Potsdam, im ersten Drittel des Monats Juni, gedenken. Dieselbe stand damals im Begriffe, ihren Wohnsitz nach Wilhelmshöhe zu verlegen, und wollte den Kanzler vor ihrer Abreise dorthin noch einmal sprechen. In einem freundlichen eigenhändig geschriebenen Billett bat sie meinen Vater um seinen Besuch.

Derselbe fuhr daraufhin an einem der in dem Billett genannten Tage mit mir im Automobil nach Potsdam in das Neue Palais. Während er von der Kaiserin empfangen wurde und mit ihr zusammen den Tee nahm, verbrachte ich die Zeit bei der Oberhofmeisterin und dem als Oberhofmarschall fungierenden Grafen P. Wir waren etwa 3/4 Stunden beisammen, als uns die Kaiserin rufen ließ. Mit ihr zusammen begaben wir uns in das zum Schloß gehörige Rosarium, in dem die Rosen eben in schönster Blüte standen. In allen erdenklichen Farben leuchteten und glühten sie auf den Beeten. Während wir mit der Kaiserin im Garten promenierten und sie uns ihre besondern Lieblinge unter der Welt der Blumen zeigte, erzählte sie uns aus den Tagen, da sie ihre Kinder noch alle um sich gehabt hatte; aus den Kindern waren erwachsene Menschen geworden, die ihrer Obhut nimmer bedurften; nun wandte sie dieselbe ihren Enkeln zu, von denen sie mit herzlicher Liebe sprach. Mittlerweile waren wir von Beet zu Beet gegangen, und die Kaiserin hatte sich jeweils die schönsten Blüten reichen lassen, um sie zu einem Strauße zu winden, den sie am Ende des kleinen Spazierganges meinem Vater für meine Mutter mitgab.

Ich habe die Kaiserin späterhin nur noch einmal, im Großen Hauptquartier, gesehen.

Ebendorthin wurde mein Vater wieder am 10. Mai gerufen. Wie das letzte Mal, so begleiteten uns auch diesmal der Unterstaatssekretär der Reichskanzlei und Oberst v. Winterfeldt, außerdem aber auch Herr v. Kühlmann. In Spa sah man der Ankunft des Kaisers von Österreich entgegen, jenem denkwürdigen Besuche, der in der Umgebung des Kaisers nicht anders als der „Gang nach Canossa" genannt wurde. Außerdem aber sollte auch eine eingehende Besprechung mit der O.H.L. über die Kriegslage stattfinden. Der erste Akt der großen Offensive war abgeschlossen. Was waren die militärischen Erfolge, welches die Pläne der O.H.L. für die

Zukunft? Darüber wünschte mein Vater unterrichtet zu sein. Die Besprechung, die am 11. Mai, dem Tage unserer Ankunft, am Nachmittage im Generalstabsgebäude in Spa stattfand, ist eben diejenige, von der Herr C. Mühling in seinem Artikel „Rückblick und Ausblick" im „Tag"[1] gesprochen und von der er behauptet hat, daß bei ihr an den Reichskanzler die Aufforderung ergangen sei, an den Friedensschluß zu denken. Soviel ich mich entsinne, war Herr Mühling bei der Besprechung nicht anwesend! Dagegen hatte mein Vater mich mitgenommen. Ich bin daher wohl in der Lage, einwandfrei über die Sitzung zu berichten.

Sie begann mit einer ausführlichen Schilderung des bisher durch die deutsche Offensive Erreichten, die von Ludendorff selbst gegeben wurde. Die Frage nach den Verlusten wurde von diesem dahin beantwortet, daß sie im allgemeinen während des Vorwärtsschreitens leicht bis erträglich gewesen seien. Da, wo sich der Feind wieder gesetzt, wo er sich „dick" gemacht, wo er stellenweise zum Gegenstoß angesetzt habe, seien sie unzweifelhaft schwer gewesen. Nach dem militärischen Grundsatze, den Feind nicht da, wo er stark, sondern da, wo er schwach ist, anzugreifen, sei daher an den Stellen des starken Widerstandes der weitere Angriff eingestellt worden, um unnötige Verluste zu vermeiden und das kostbare deutsche Blut zu schonen. Die Offensive werde nun an anderer Stelle fortgesetzt werden, die Vorbereitungen dazu seien im Gange. Nähere Auskunft über den Ort der neuen Angriffsfront wurde aus militärischen Sicherheitsgründen nicht gegeben. Ebensowenig wurde der strategische Gedanke im großen, das militärische Endziel enthüllt. Den Feind da zu schlagen, da empfindlich zu treffen, wo dazu die beste Aussicht bestand, das war das mitgeteilte Leitmotiv. Davon, daß auch nur allmählich daranzugehen sei, an einen Friedensschluß zu

[1] Januar 1919.

denken, war von seiten der O.H.L. mit keinem Worte die Rede, weder von Ludendorff noch auch von Hindenburg. Es sind auch keinerlei dahinzielende Äußerungen getan worden. Ebensowenig wurden die leisesten militärischen Bedenken geäußert, als habe die Fortsetzung der Offensive keinen Wert mehr. Im Gegenteil. Man mußte unter dem Eindrucke stehen, der erste Akt derselben sei soeben abgelaufen, nun stehe man in der Pause vor dem nächsten Akt, der das bisher Gespielte an anderer Stelle, mit andern Mitteln wiederholen werde. Die weiteren Besprechungen bezogen sich sodann auf die Lage in Finnland und im Osten. Bezüglich Finnlands konnten die Bedenken meines Vaters zerstreut werden, der die Befürchtung hegte, es solle der Feldzug dort noch weiter nach Norden ausgedehnt werden. Ebenso wußte Ludendorff darüber beruhigende Auskunft zu geben, wie lange die Bewegungen in der Ukraine gegen Osten fortgesetzt würden. Hier war man über die eigentliche Ukraine hinaus bis in das Donezgebiet gelangt, das als reiches Kohlenlager nicht in die Hände der Bolschewiken fallen sollte. Weiter vorzurücken war nicht beabsichtigt, die Festlegung einer Demarkationslinie stand in Aussicht. Damit waren die Beratungen zunächst zu Ende; sie wurden am übernächsten Tage noch einmal aufgenommen und beschäftigten sich mit der Lage in der Krim und im Kaukasus. Hier begann sich von Persien aus der Einfluß der Engländer geltendzumachen, die sich dort festgesetzt hatten und ihre Absichten auf die Ölquellen von Baku ziemlich unverblümt zur Schau trugen. Die O.H.L. gedachte die im Kaukasus stehenden Truppen der Türkei durch einige wenige deutsche Bataillone zu unterstützen, denen die Aufgabe des Bahnschutzes (Djulfa) zufallen sollte, während die eigentlich kriegerischen Maßnahmen von der osmanischen Armee zu treffen waren.

Die Besprechungen waren damit beendet. Die Frage eines Friedensschlusses — zu dem übrigens noch immer zwei Par-

teien gehört haben — war mit keinem Worte gestreift worden. Mit dem Gefühl, über die militärische Lage an allen Fronten eingehend und offen unterrichtet worden zu sein, haben mein Vater und ich das Generalstabsgebäude verlassen.

Der 12. Mai war für den Kanzler ein anstrengender Tag. Er begann, weil Sonntag, mit einem Gottesdienste in der Pfarrkirche zu Spa. Nach demselben fuhren wir in die Villa, die dem Kaiser Karl für seinen eintägigen Besuch zur Verfügung gestellt war. Der junge Monarch traf im Laufe des Vormittags mit zahlreichem Gefolge ein. Während wir uns in dem geräumigen Saale der Villa „Canossa" versammelten, hatte sich der Deutsche Kaiser an die Bahn begeben, um seinen Gast zu begrüßen und ihn in sein Quartier zu begleiten. Es folgte der übliche zeremonielle Empfang, bei dem auch ich durch meinen obersten Kriegsherrn dem österreichischen Kaiser vorgestellt wurde. Ich bedaure sagen zu müssen, daß er mir keinen sehr günstigen Eindruck gemacht hat. Auch mein Vater, der den jungen Kaiser das letzte Mal in Wien gesehen hatte, war der Meinung, daß sich derselbe nicht zu seinem Vorteil entwickelt habe.

Ich kann es mir, glaube ich, versagen, eine Schilderung der um Mittag stattfindenden Hoftafel zu geben. Meinem Vater sind alle derartigen Veranstaltungen sein ganzes Leben lang immer höchst unsympathisch gewesen; er betrachtete sie als eine unangenehme Beigabe zu den andern Amtspflichten, der er sich mit philosophischem Gleichmut zu unterziehen pflegte. Auch mich ließen die materiellen Genüsse der Tafel gleichgültig, um so mehr da ich als Abstinenzler die schönen Weine verschmähte. Was mich reizte und was im vorliegenden Falle besonders anziehend war, das war die stille Beobachtung der anwesenden Persönlichkeiten. Der Unterschied zwischen Nord und Süd, zwischen dem kühlen, korrekten, aber — sit venia verbo — etwas langweiligen Norddeutschen und dem liebenswürdigen, geschmeidigen, lebhaften Österreicher, bei dem alles,

was er sagt oder tut, so etwas „Beiläufiges" hat, sprang mir auch wieder bei der Marschalltafel, an der ich im Schlosse Neubois teilnahm, in die Augen. Über etwas freilich war ich erstaunt. Die Gründe des Kaiserbesuchs waren dem österreichischen Gefolge wohl ebenso bekannt wie uns. Hätte ich der Begleitung des Herrschers der Donaumonarchie angehört, so wäre mir nicht eben festlich zumute gewesen. Den österreichischen Herren hat man derlei Gefühle jedenfalls nicht ansehen können, sie trugen dieselbe freundliche Heiterkeit zur Schau, wie man sie etwa auf dem Hofball in der Stadt der „schönen blauen Donau" beobachtet hätte.

Am Nachmittag desselben Tages fand in unserem Hause ein historischer Tee statt. Das Bündnis mit Österreich-Ungarn, das durch die vorausgegangenen Ereignisse eine leise Lockerung erfahren hatte, wurde erneut verankert. Der neue Wortlaut des Bündnisses umfaßte einen politischen und einen militärischen Teil, den sogenannten Waffenbund. Der letztere, von der O.H.L. entworfen, beschäftigte sich mit dem Umfange der gegenseitigen Waffenhilfe im Falle eines zukünftigen Verteidigungskrieges, erwog die Möglichkeit gleichmäßiger Ausbildung beider Heere, die wechselseitige Kommandierung von Offizieren in die verbündete Armee, die Beschaffung gleichmäßigen und gleichwertigen Kriegsmaterials usw. Er wurde nach eingehender Besprechung der beteiligten Stellen von Generalfeldmarschall v. Hindenburg und General Frhr. v. Arz unterzeichnet.

Der politische Teil des Bündnisvertrages mit Österreich war es, der an diesem Nachmittag im Schloß „Heid de Pouhon" den Gegenstand langer und von österreichischer Seite hartnäckig geführter Unterhandlungen bildete. In dem Erker des gemeinschaftlichen geräumigen Empfangszimmers hatten von österreichischer Seite Graf Burian, der Botschafter Prinz Hohenlohe und Graf Colloredo-Mannsfeld, von deutscher Seite, außer meinem Vater und seinem Unterstaatssekretär, Herr v. Kühlmann und der deutsche Botschafter in Wien, Graf Wedel,

Platz genommen. Wir andern hielten uns im Hintergrunde und führten eine halblaute, gedämpfte Unterhaltung. Nach etwa zweieinhalbstündiger Beratung wurde eine Einigung erzielt und zur Unterzeichnung fertiggemacht.

Was den Inhalt dieses Bündnisses betrifft, von dem mir mein Vater den Durchschlag des Entwurfes hinterlassen hat, so scheint es mir Sache des Auswärtigen Amtes zu sein, ihn auf Verlangen der Öffentlichkeit im Wortlaute bekanntzugeben. Er hatte keinerlei aggressiven Charakter gegenüber den feindlichen Großmächten Europas und betonte, daß keiner der beiden Kontrahenten von einer Möglichkeit, unabhängig vom andern Teil Frieden zu schließen, Gebrauch machen werde, solange er nicht durch vollständige Erschöpfung oder andere Gründe unbedingt dazu gezwungen sei.

Soviel ich mich entsinne, ist an diesem Nachmittag die Frage der Zukunft Polens nicht mehr besprochen worden. Sie muß noch am Vormittag der Gegenstand eines Meinungsaustausches zwischen den beiden Herrschern, dem Grafen Burian und meinem Vater gewesen sein; denn als wir Spa verließen, rechnete mein Vater mit aller Bestimmtheit damit, daß die sogenannte „austropolnische" Lösung, d. h. die Personalunion zwischen Österreich-Ungarn und Polen unter Kaiser Karl, aufgegeben worden sei. Mein Vater wünschte dieselbe nicht, weil er von einer Vereinigung der beiden Kronen unter dem derzeitigen Beherrscher der Donaumonarchie eine weitere Unterdrückung des deutschen Elementes in Österreich, eine zunehmende Verslavisierung desselben einerseits und eine unheilvolle Verstärkung der polnischen Irredenta anderseits an Deutschlands Ostgrenzen befürchtete. Graf Burian hielt auch nach seinem Aufenthalt in Spa an der austropolnischen Lösung fest, wovon uns eine Mitteilung in einem Wiener Blatte kurz nach unserer Rückkunft nach Berlin überzeugte. Ich erinnere mich, daß mein Vater darüber recht unwillig war und es bedauerte, seine Zeit fruchtlosen Besprechungen mit dem Grafen Burian geopfert zu haben.

Hier sehe ich mich genötigt, auf das hinzuweisen, was General Ludendorff über diese Zusammenkunft der führenden Staatsmänner Deutschlands und Österreichs in Spa schreibt. Er sagt auf Seite 533, daß dem Reichskanzler wie Herrn v. Kühlmann bei dieser Gelegenheit die erforderliche Entschlußkraft gefehlt habe. Die Bestimmtheit, mit der er das ausspricht, ersetzt nicht den Mangel an Beweisen für seine Behauptung.

Tatsächlich lagen die Verhältnisse so, daß sich Graf Burian in Spa den Anschein gab, als sei er durchaus bereit, für Österreich auf die austropolnische Lösung zu verzichten. Nach Wien zurückgekehrt, ließ er die Maske fallen und erklärte, Österreich habe auf die Erledigung der polnischen Frage in *seinem Sinne* nie verzichtet.

Auch General Ludendorff, dem die Schwierigkeiten des diplomatischen Verkehrs mit den Verbündeten kaum ganz fremd gewesen sein werden, wird wissen, daß Deutschland im Jahre 1918 über zwingende politische Mittel Österreich gegenüber nicht mehr verfügte. Konnte aber der Reichskanzler etwa dem Grafen Burian *befehlen*, die austropolnische Idee fallen zu lassen, in der Art, wie der militärische Vorgesetzte dem Untergebenen befiehlt? Oder hätte Deutschland an Österreich-Ungarn den Krieg erklären sollen, nachdem sich das Doppelspiel Burians herausgestellt hatte?

Ebenso halte ich den wegwerfenden Ton für wenig angebracht, mit dem General Ludendorff von der „großen Feierlichkeit" spricht, mit der „irgendein Schriftstück" aufgesetzt wurde. Worum es sich bei dieser Gelegenheit handelte, war, das reichlich kriegsmüde Österreich bis zum „siegreichen Abschluß" der großen Westoffensive bündnistreu zu erhalten. Das war nicht so ganz einfach und der „Feierlichkeit" wohl wert.

Die Abmachung an sich *war* keineswegs wertlos. Übrigens hat kein anderer als Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" es schon ausgesprochen, daß alle Abmachungen

zwischen Staaten wertlos werden, wenn sie den Lebensnotwendigkeiten eines derselben widersprechen.

Daß General Ludendorff die militärischen Vereinbarungen des Tages, den sogenannten Waffenbund, unterschrieben von den führenden Männern der beiden Heeresleitungen, gänzlich verschweigt, nimmt mich wunder. Waren dieselben in seinen Augen auch nur soviel wert wie „irgendein Schriftstück"?

Den Besuch des österreichischen Kaisers in Spa löste am folgenden Tage, den 13. Mai, derjenige des Königs Ludwig von Bayern ab. Er kam mit verhältnismäßig kleinem Gefolge. Meine Freude, die bayrischen Uniformen, deren Träger sich auf allen Kriegsschauplätzen unvergänglichen Lorbeer errungen hatten, wieder einmal zu sehen, war groß. In dem bayrischen Kriegsminister begrüßte ich den früheren Kommandeur meines Regiments, der im Jahre 1915 an der Spitze der bayrischen Kavalleriedivision den großen Raid der deutschen Reiterei bis nach Molodetschno mitgemacht hatte, von dem der bekannte italienische Journalist Luigi Barzini im Corriere della Sera eine Reihe begeisterter Schilderungen gegeben hatte. Damals bestand zwischen Deutschland und Italien der Kriegszustand noch nicht, und die Operationen Hindenburgs — die Hindenburgzange — wurden von der italienischen Presse mit bewundernder Anerkennung verfolgt.

Der Empfang des Bayernkönigs verlief in dem üblichen Rahmen. Nach der Tafel bat der König verschiedene Herren des Großen Hauptquartiers einzeln zu sich und sprach auch mit meinem Vater längere Zeit allein. Fragen von besonderer politischer Bedeutung wurden nicht angeschnitten.

Am 13. Mai habe ich König Ludwig zum letztenmal als Herrscher Bayerns gesehen.

Der Besuch, den uns tags darauf der Herzog von Anhalt, ein höflicher, feiner Mann, machte, war nicht welterschütternd. Am Nachmittage sind wir nach Berlin zurückgekehrt.

Sechstes Kapitel.

Sommer.

Nach unserer Rückkunft aus dem Großen Hauptquartier hatte mein Vater ausnahmsweise einmal ein paar ruhigere Tage. Pfingsten stand vor der Tür, und eine Anzahl von Staatssekretären und Ministern benutzte die Feiertage, um dem Staub und der Unruhe der Großstadt für eine kleine Weile den Rücken zu kehren. Von einer derartigen vollständigen Abspannung, wenn auch nur für kurze Zeit, war bei meinem Vater nie die Rede; er hat bis zu dem Tage seines Abschiedes kaum einmal einen Nachmittag procul negotiis verbringen können.

Am 22. Mai versammelte sich der Ausschuß des Bundesrates für auswärtige Angelegenheiten im Reichskanzlerhaus. Diesmal führten ihn die jüngst verflossenen Ereignisse, die Beratungen mit der O.H.L. in Spa und der Besuch des österreichischen Kaisers dortselbst, zusammen. Der Ausschuß, schon von Bismarck ins Leben gerufen, der mit dem Vorsitz in demselben Bayern betraut hatte, verfolgte bekanntlich den Zweck, die Bundesstaaten über die wichtigsten Ereignisse der auswärtigen Politik auf dem laufenden zu halten und bei dieser Gelegenheit Anregungen oder Wünsche derselben auf diesem Gebiete entgegenzunehmen. Irgendwelcher entscheidende Einfluß auf den Gang der Dinge ist dem Ausschusse nie eingeräumt worden, war auch nach der bestehenden Verfassung nicht möglich. Für den Reichskanzler war er wichtig zur Beurteilung der in den Bundesstaaten herrschenden Stimmung. Von ihrer Einmütigkeit konnte sich mein Vater in der Sitzung des 22. Mai über-

zeugen. Mit froher Hoffnung sah man den kommenden militärischen Geschehnissen entgegen, die mit dem Ende des Monats zu erwarten waren.

Sie setzten, auf den Tag bestimmt, pünktlich am 27. Mai ein. Kameraden, welche diesen zweiten Akt der deutschen Offensive, beginnend mit der Wiedergewinnung des Chemin des Dames, mitgemacht haben, bestätigen die glänzende Vorbereitung, die dieser Angriffsbewegung vorhergegangen ist und die im Zusammenhang damit, daß der Feind überrascht wurde und die beobachteten Ansammlungen nur für Täuschungsmanöver hielt, zu Erfolgen führte, wie sie auch die O.H.L. nicht erwartet hatte. Bekannt ist ja, daß dieselbe schon zufrieden sein wollte, wenn sie nach Erstürmung des Chemin des Dames den Abschnitt der Vesle erreichte. Statt dessen brachte uns der am 27. begonnene Angriff schon am 29. in den Besitz von Soissons, und in der folgenden Nacht rückten deutsche Truppen in Fère-en-Tardenois ein. Die Einnahme von Reims erschien eine Frage von Tagen, vielleicht Stunden.

Was Wunder, daß die O.H.L. von dem glücklichen Ausgange des großen Ringens in diesem Jahre überzeugt war? Noch eine Reihe derart erfolgreicher Schläge, und die feindliche „Gummistrippe" — ein im Großen Hauptquartier gerne gebrauchter Vergleich — mußte, an vielen Stellen eingerissen und notdürftig geflickt, am Ende gänzlich durchreißen und damit die Lahmlegung der Verteidigungskraft des Feindes in Bälde auf der ganzen Linie herbeigeführt sein.

Im Zusammenhange damit darf ich es nicht unterlassen, eine Mitteilung zu erwähnen, welche die O.H.L. wenige Wochen später, kurz vor unserer Abreise in das Große Hauptquartier am 30. Juni, meinem Vater offiziell zukommen ließ. In derselben sagte Ludendorff, daß er ohne Zweifel den Krieg in diesem Jahre siegreich beenden werde, wenn er noch 200 000 Mann aufbringen könne. Die Möglichkeit dazu

schien ihm damals vorhanden. Österreich stellte etwa sieben Divisionen in Aussicht. Die in der Türkei (Palästina) stehenden deutschen Truppen wurden erheblich verringert. Auch der Gedanke einer Anwerbung von Freiwilligen unter den zahlreichen deutschen Kolonisten in der Ukraine wurde von der O.H.L. erwogen. Ein weiterer Ersatz konnte durch vermehrtes Auskämmen der in der heimatlichen Kriegsindustrie Beschäftigten gewonnen werden. Endlich rechnete Ludendorff wohl auch mit einer nicht zu fernen Wiedereinstellung der Verwundeten aus dem ersten Akt der Offensive, von denen eine große Anzahl nur leichtere Verwundungen heimgetragen hatte.

Die Anwerbung in der Ukraine wurde freilich später wieder als undurchführbar aufgegeben. Österreich aber sandte statt der erhofften sieben Divisionen nur deren zwei mit etwas Korpsartillerie — fünf Batterien —, die zudem viel zu knapp mit Munition ausgerüstet waren, die sich aber vor Verdun ausgezeichnet schlugen. Und die Türkei konnte das Herausziehen der deutschen „Korsettstangen" aus der osmanischen Armee nicht mehr vertragen; sie wurde in Syrien von den Engländern entscheidend geschlagen.

Ich halte es nicht für unnötig, die Hoffnungen der O.H.L. auf den siegreichen Ausgang unserer Offensive immer wieder zu betonen. Inwieweit sich diese auf trügerische Voraussetzungen, namentlich was die Widerstandskraft und die Leistungsfähigkeit der Feinde betraf, aufgebaut haben, hat uns leider der Hochsommer 1918 gelehrt. Ich muß es Berufeneren überlassen, die Gründe für das Zustandekommen dieser falschen Hoffnungen zu erforschen. Meine Pflicht ist es festzustellen, daß sie vorhanden waren.

Am 11. Juni machte Graf Burian seinen Antrittsbesuch in Berlin. An ihn knüpften sich stundenlange Besprechungen, die in erster Linie wieder dem polnischen Problem galten. Graf Burian hielt mit seltener Zähigkeit an der austropolnischen Lösung fest, trotzdem ihm von deutscher Seite wiederholt er-

klärt wurde, daß dieselbe für Deutschland erledigt sei. Die Verhandlungen rückten infolgedessen nicht von der Stelle; ein dem österreichischen Minister des Äußern zugedachter Gegenbesuch in Wien in den letzten Tagen des Juni wurde als zwecklos aufgegeben.

In diese Tage fällt die Annahme eines Kompromißantrages bezüglich des Wahlrechtes, der im Abgeordnetenhause in der vierten Lesung durchgegangen war. Er wurde von der Regierung als unannehmbar bezeichnet. Nun sollte noch die fünfte Lesung abgewartet und die Vorlage sodann dem Herrenhause übergeben werden. In dessen Hände war damit die Entscheidung gelegt. Würde auch das Herrenhaus versagen und die Regierungsvorlage nicht wiederherstellen oder in einer Form zur Annahme bringen, die für die Regierung unannehmbar war, so mußte das Haus der Abgeordneten aufgelöst und zu Neuwahlen geschritten werden. Man hat der Regierung oft den Vorwurf gemacht, daß sie die Verschleppungstaktik der Gegner des neuen Wahlrechts nicht zu verhindern wisse, vielleicht sogar begünstige. Dieser Vorwurf ist gänzlich unberechtigt. Vom ersten Tage an hat mein Vater in aller Öffentlichkeit erklärt, daß er alle verfassungsmäßigen Mittel anwenden werde, um die Annahme des gleichen Wahlrechts durchzusetzen. Es entsprach somit vollständig seiner Erklärung, wenn auch das Votum des Herrenhauses in dieser für Preußen so tief einschneidenden Frage gehört wurde. Fiel dasselbe negativ aus, so mußte die Folgerung gezogen werden. Mein Vater ist in der ganzen Wahlrechtsangelegenheit denselben geraden, ihm richtig erscheinenden Weg gegangen wie in allen andern Fragen der inneren und äußeren Politik. Ein Schwanken hat es für ihn nicht gegeben.

Die militärischen Operationen hatten mittlerweile ihre Fortsetzung gefunden. Die Marne — jener Unglücksfluß! — war zum zweiten Male im Kriege erreicht worden. Auch auf dem Norduser der Oise, bei Noyon und Lassigny, waren die

Franzosen über die Stellung hinaus zurückgewichen, die sie im September 1914 innegehabt hatten und die mir aus den Kämpfen mit der Marokkanerdivision wohlbekannt war, gegen welche damals eine nach dem Marnerückzug zur Unterstützung des IX. Reserve-Korps herbeigerufene bayrische gemischte Brigade erfolgreiche Kämpfe ausfocht. Meine Eskadron war der Aufklärungskörper der Bayern-Brigade gewesen, und ich stand mit ihr zwei Tage am äußersten rechten Flügel der deutschen Armee. Nun waren seit dem ersten Drittel des Jahres auch diese Höhen in den Besitz der Deutschen gelangt, Compiègne, der Ausflugsort der Pariser im Frieden, lag unter dem Feuer deutscher Geschütze. Die französische Presse war in jener Zeit recht pessimistisch, die Stimmung in Frankreich gedrückt und die Angriffe gegen Clémenceau erheblich im Wachsen. Die O.H.L. konnte zufrieden sein.

Auch an der österreichisch-italienischen Front wurde es einige Tage darauf lebendig. Mit froher Hoffnung erwarteten die einen, mit Skepsis die andern den Beginn der österreichischen Offensive. Die Donaumonarchie hatte den Rücken gegen Rußland und Rumänien frei, sie mußte in der Lage gewesen sein, ihre besten Truppen nach einer Zeit vollkommener Ruhe zu einem Angriffe zu versammeln, der Aussicht auf Erfolg bot. Leider haben die Skeptiker recht behalten. Die Offensive im Gebirge blieb schon am ersten Tage stecken; in Venezien machte sie bessere Fortschritte, der Übergang über die Piave war da und dort erzwungen. Da kam das Hochwasser dazwischen, das den harmlosen Fluß in einen reißenden Strom verwandelte, die bereits geschlagenen Brücken zerstörte. Damit war das Schicksal der ganzen Offensive besiegelt. Über sie, über die österreichischen Führer sind in deutschen Kreisen viele harte Worte gefallen. General Ludendorff gehörte nicht zu ihnen. Es war ihm nicht unlieb, daß die Österreicher wieder auf ihre Linien hinter der Piave zurückfielen und auf weitere Angriffspläne verzichteten. Er hoffte, die nun überflüssig ge-

wordenen Reserven des Bundesgenossen an der Westfront verwenden zu können, wie ich das schon im vorhergehenden erwähnt habe.

In eben diesen Tagen trat die deutsche Seekriegsleitung mit einem, nicht anders als abenteuerlich zu nennenden Plan an meinen Vater heran. Die Erfolge des Unterseebootkrieges waren infolge der wirksamen Abwehrmaßnahmen des Feindes in den letzten Monaten bedeutend gesunken, die Verluste an Unterseebooten hatten sich erheblich gemehrt. Dies veranlaßte den Admiralstab, sich nach einem andern Wirkungsbereiche der Unterseewaffe umzusehen. Als das Geeignetste erschien ihm hierfür die Erklärung eines neuen Sperrgebietes, das er entlang der ganzen Ostküste von Amerika anlegen wollte. Der Admiralstab wünschte sich der Zustimmung des Reichskanzlers zu diesem Schritte baldigst zu versichern. Angeblich hatten die zu dem Zwecke bereitgestellten Unterseekreuzer schon Marschbefehl erhalten oder waren wenigstens im Begriffe, an ihre Bestimmungsorte auszulaufen. Es fehlte nur mehr die Genehmigung der Reichsleitung. Mein Vater schüttelte den Kopf, als ihm diese Pläne vorgetragen wurden. Ihre Verwirklichung mußte ohne Zweifel die letzten bislang noch neutralen Staaten in das Lager der Feinde Deutschlands treiben, wenn der Schiffsverkehr nach und von Amerika auf diese Weise unterbunden wurde. Der Gedanke, ein neues Sperrgebiet zu schaffen, war überhaupt nur dann der Überlegung wert, wenn Deutschland über eine derart große Anzahl Unterseekreuzer verfügte, daß mit Sicherheit mit einem entscheidenden Erfolg im Verlaufe weniger Wochen zu rechnen war. Blieb dieser aus, so war die Lage schlimmer als vorher.

Als mein Vater sich deshalb vor allem nach der Anzahl der zur Verfügung stehenden Unterseekreuzer erkundigte, wurde ihm die Antwort zuteil, daß zunächst deren drei, im Verlauf einiger Wochen im ganzen sechs entsendet werden könnten. Auch diese sechs Boote konnten natürlich nicht gleichzeitig in

Tätigkeit sein, da ein Teil von ihnen auf der Heimfahrt oder in Reparatur begriffen angenommen werden mußte. Die Idee, mit einer derart geringen Zahl von U.-Kreuzern einen entscheidenden Unterseefeldzug an der langen Ostküste Amerikas führen zu wollen, schien dem Kanzler doch etwas zu phantastisch, und er erklärte sofort, daß er seine Einwilligung dazu nicht geben werde. Die Marine beharrte ihrerseits auf ihrer Absicht und verlangte die Entscheidung des Kaisers als obersten Kriegsherrn.

Dieselbe sollte baldigst in Spa herbeigeführt werden. Damit konnte sich mein Vater einverstanden erklären unter der Bedingung, daß bis dahin kein Auslaufen der U.-Kreuzer stattfände, etwa ausgelaufene sofort radiotelegraphisch angehalten würden. Dies geschah. Es ging aber auch noch am selben Abend ein langes und ausführliches Telegramm des Reichskanzlers an den Kaiser, in welchem auf die Gefahren des Unternehmens eindringlich hingewiesen und gebeten wurde, eine Entscheidung ohne Anhören der Reichsleitung keinesfalls zu treffen. Diese Entscheidung wurde dann am 2. Juli in Spa herbeigeführt, und zwar, wie nicht anders zu erwarten, gegen die Wünsche des Admiralstabes; der Kaiser soll, wie mir mein Vater erzählte, sogar recht barsch gegen die Herren von der Marine gewesen sein.

Am 24. Juni hielt Herr v. Kühlmann vor dem Plenum des Reichstages die unglückliche Rede, mit der er sich selbst sein Grab geschaufelt hat. Mein Vater hatte zuvor mit ihm über das gesprochen, was in derselben zu sagen war. Es sollte ein allgemeiner Überblick über die gesamte politische Lage gegeben, von einer programmatischen Erklärung irgendwelcher Kriegs- oder Friedensziele, von der öffentlichen Beurteilung militärischer Geschehnisse unter Hinblick auf ihre mögliche politische Auswertung jedoch mit Rücksicht auf gewisse Vorgänge, von denen später zu reden sein wird, Abstand genommen

werden. Es kam anders. Herr v. Kühlmann, der den ganzen Vormittag schon vor dem Hauptausschusse hatte Rede und Antwort stehen müssen und offenbar keine Zeit mehr gefunden hatte, sich genauer zurechtzulegen, was er vor dem Plenum sagen wollte, ließ sich, ich weiß nicht weshalb, zu Seitensprüngen verleiten; er erwähnte die Worte des alten Feldmarschalls v. Moltke, die dieser über die Dauer eines zukünftigen Krieges gesprochen hatte; er betonte die Unmöglichkeit, einen Krieg von der Größe und dem Umfange des gegenwärtigen allein militärisch zu entscheiden.

Das Haus war an jenem Tage ungewöhnlich nervös. Unverantwortliche Sensationslüsterne hatten im Reichstag das Gerücht verbreitet, die österreichische Offensive sei nicht nur erfolglos geblieben, sondern habe sich in eine schwere Niederlage verwandelt; man munkelte von 40 000 österreichischen Gefangenen und großen Verlusten an Kriegsmaterial. Im Hause war niemand, der das Gerücht amtlich widerlegte. Als nun Herr v. Kühlmann in der ihm eigenen, monotonen Weise von den Worten Moltkes, von der Unmöglichkeit der militärischen Entscheidung allein sprach, bemächtigte sich der Abgeordneten eine ungeheure Unruhe. Man brachte vermutlich die Unglücksnachricht von der österreichischen Niederlage in Zusammenhang mit dem müden, fast gleichgültigen Tone, den Herr v. Kühlmann anschlug. Seine Worte wirkten wie ein Strahl kalten Wassers auf alle diejenigen, denen die bisherigen Erfolge unserer Offensive ein untrüglicher Beweis zu sein schienen für die absolute Überlegenheit der deutschen Waffen, die uns in Bälde einen siegreichen Frieden bringen würden. Der andere Teil der Abgeordneten, dem diese Überlegenheit nicht so sicher schien, besonders nach den Nachrichten über Österreich, sah hinter den Worten des Staatssekretärs nicht so sehr die öffentliche Bestätigung der eigenen, längst gehegten Meinung, er witterte vielmehr hinter ihnen ihm unbekannte politische Vorgänge von höchster Bedeutung. Denn wie hätte

Herr v. Kühlmann solche Worte sprechen können in einem Augenblick, wo deutsche Truppen zum zweiten Male im Kriege die Marne erreicht hatten, wenn nicht „etwas faul war im Staate Dänemark"?

Mit einem Schlage war die alte Uneinigkeit der Parteien wieder da. Der konservative Abgeordnete Graf Westarp ging mit schwerem Geschütz gegen den Staatssekretär des Äußern vor. Die Stimmung im Hause war unter den Nullpunkt gesunken.

Zweifellos hat übrigens die Rede Herrn v. Kühlmanns im Reichstag selbst ganz anders und viel alarmierender gewirkt als da, wo sie allein durch die Presse bekannt wurde und wo man weder den matten Vortrag derselben noch auch die unkontrollierbaren Gerüchte über Österreich kannte. Auch mein Vater fand zwar den Hinweis auf eine jahrelange Kriegsdauer ebenso unnötig, wie ihm nicht recht verständlich sein wollte, warum sein Staatssekretär gerade an diesem Tage die Unmöglichkeit der alleinigen militärischen Entscheidung des Weltkrieges betont hatte. Anderseits aber schien ihm auch der Zorn des Hauses, der bis weit in die Reihen der Mehrheitsparteien hineinging, gegen Herrn v. Kühlmann recht übertrieben.

Bei der O.H.L. schlug die Rede wie eine Bombe ein und löste hellste Empörung aus. Schon andern Tags in der Frühe erhielt mein Vater ein Telegramm des an sich so ruhigen Feldmarschalls v. Hindenburg, in dem von dem niederschmetternden Eindruck die Rede war, den die Worte des Staatssekretärs auf die Armee gemacht hätten. Mir wollte das nicht so recht einleuchten. Viele Angehörige des Heeres werden Herrn v. Kühlmann recht gegeben haben, selbst wenn sie es nicht für zweckmäßig hielten, derlei vor der breiten Öffentlichkeit zu sagen, weil sie den Widerhall der feindlichen Presse fürchteten, der die Rede des Staatssekretärs wie ein Eingeständnis der Schwäche erscheinen konnte.

Es erwies sich indes auf alle Fälle notwendig, daß mein Vater am Tage darauf das Wort ergriff. Er tat dies in der kurzen, herzerfrischenden Weise, die ihm den Beifall aller vaterländisch Gesinnten eintrug, und bat das Haus, auch die Erklärungen des Staatssekretärs des Äußern mit Ruhe anzuhören, die dieser nunmehr seiner gestrigen, von vielen mißverstandenen Rede folgen lassen werde.

Und nun kam das zweite Unglück. Herr v. Kühlmann fand die richtigen Worte nicht; er verteidigte sich vielmehr des längeren ausschließlich den Angriffen des Grafen Westarp gegenüber, statt selbst zur Offensive gegen diesen überzugehen. Die Folge war, daß er den Widerspruch der Abgeordneten der Linken hervorrief, die ihm nun den Vorwurf machten, daß er vor den Konservativen zurückgewichen sei und mit seiner Meinung umgesteckt habe. Ohne Zweifel war die Taktik Herrn v. Kühlmanns an diesem Tage nicht glücklich. Das konnte man aus der Presse des folgenden Morgens entnehmen, die nun von rechts bis zu der äußersten Linken über den Staatssekretär herfiel. Er hatte sich, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, zwischen zwei Stühle gesetzt.

Was Herrn v. Kühlmann eigentlich damals veranlaßt hat, von den Erklärungen allgemeiner Natur abzuweichen und plötzlich über Kriegsdauer und Kriegsende Worte zu sprechen, die im Inlande wie im Auslande größtes Aufsehen erregen, in Deutschland seinen Gegnern sofort das Signal zum allgemeinen Sturm gegen ihn geben mußten, weiß ich nicht. Man hat als Entschuldigung seine Arbeitsüberlastung angeführt, wogegen andere Kreise geltend machen konnten, daß ein Staatssekretär des Auswärtigen eben die Zeit finden muß, das, was er urbi et orbi zu erklären gedenkt, auf das sorgfältigste vorzubereiten.

Was ganz besonders verhängnisvoll wirkte und was auch bei Herrn v. Payer zunächst das Gefühl auslöste, der Abgang des Staatssekretärs sei unvermeidlich geworden, das waren

seine Worte am zweiten Tag, seine Replik auf die Angriffe des Grafen Westarp. — Mein Vater hoffte, er werde Herrn v. Kühlmann halten können. Bestärkt wurde er in dieser Hoffnung durch das Verhalten des Kaisers, der vorerst die Krisis auffallend ruhig beurteilte, von einem Wechsel in der Führung des Auswärtigen Amtes anscheinend nichts wissen wollte.

Damit komme ich zu den Vorgängen, die ich früher angedeutet habe, als ich davon sprach, daß mein Vater nicht wünschte, daß Herr v. Kühlmann seine Rede im Reichstag zu programmatischen Erklärungen über die äußere Politik benutzte. Die Gründe zu dieser gewollten Beschränkung waren folgende:

Kurze Zeit bevor die Marine den Plan der neuen Seesperre an der Ostküste Amerikas ersonnen hatte, war es den Bemühungen der deutschen Regierung gelungen, einen in der Schweiz lebenden Herrn, den Professor Nathan, als Mittelsmann nach Amerika zu entsenden. Derselbe reiste mit dem Auftrage, den Präsidenten Wilson ausführlich über die Verhältnisse in Deutschland zu unterrichten, wohl auch die Vorstellung zu zerstören, als werde dieses durch eine annexionistische Kriegspartei regiert. Der Mittelsmann war glücklich in Amerika angelangt, er hatte seine Ankunft dort gemeldet, nähere Nachrichten standen noch aus. Etwas später, gegen Ende Juni, war es im Haag anläßlich der Verhandlungen über den deutsch-englischen Gefangenenaustausch zu einigen allerdings ganz unoffiziellen und unverbindlichen Pourparlers zwischen den Herren der englischen Delegation und dem von Deutschland entsandten Prinzen Hatzfeldt gekommen. Derartige Gespräche sind meines Wissens schon bei früheren Verhandlungen über den Austausch von Gefangenen geführt worden, ohne greifbare Resultate zu erzielen. Ob dieselben diesmal einen besseren Erfolg brachten, stand dahin. Immerhin aber sollte die Möglichkeit dazu gewahrt bleiben und weder durch

neue Sperrgebietserklärungen die Verbindung mit Amerika noch durch Programmreden im Reichstage die inoffiziellen Gespräche im Haag gestört werden. Wenn sich die deutsche Regierung auch nicht sehr viel von beidem versprach, so wollte sie doch auch keine Gelegenheit vorübergehen lassen, die vielleicht geeignet schien, das Ende des Weltkrieges zu beschleunigen.

Beide Vorgänge liefen getrennt und parallel miteinander, sie waren der O.H.L. natürlich bekannt. Ich berichte zunächst über den Verlauf des amerikanischen Versuches.

Mitte Juli — Herr v. Kühlmann hatte bereits seinen Abschied genommen — wurde aus Amerika gemeldet, Präsident Wilson wünsche von Deutschland eine Antwort auf die vier Punkte seiner letzten Programmrede zu erhalten, bei einer Zustimmung zu denselben wolle er angeblich dem Gedanken an den Frieden näher treten. Nun hatte mein Vater bekanntlich schon in seiner Rede vom 25. Februar die vier von Wilson aufgestellten Punkte grundsätzlich gebilligt. Die Zustimmung konnte daher wiederholt werden. Nur der erste der vier Punkte, nach welchem „jeder Teil einer endgültigen Vereinbarung im wesentlichen auf der Gerechtigkeit und auf einem solchen Ausgleich aufgebaut werden müßte, von dem es am wahrscheinlichsten ist, daß er dauernden Frieden herbeiführen wird", war derart allgemein und daher unklar, daß er präziser Erläuterung bedurfte, sollte seine Annahme nicht zu einer Schädigung Deutschlands führen.

In der Antwort, die über die Schweiz an den Präsidenten von Amerika erging, wurde daher um eine Klarstellung dieses ersten Punktes gebeten. Der Herr, der mit der Übermittlung der deutschen Antwort betraut war, ist, soviel ich mich entsinne, nach einiger Verzögerung Mitte August auf Schiff gegangen, muß also Ende dieses Monates in Amerika eingetroffen sein. Gehört hat mein Vater nichts mehr, weder von der Ankunft des Boten in Amerika noch von etwaigen

positiven oder negativen Erfolgen desselben. Auch bei dem Auswärtigen Amte trafen, solange mein Vater noch in Berlin war, keinerlei diesbezügliche Nachrichten ein. Einen Grund hierfür kann ich nur in den rückläufigen Bewegungen der deutschen Armeen erblicken, die seit der zweiten Hälfte des Monats Juli eingesetzt hatten und die militärische Lage derart zu unsern Ungunsten änderten, daß man in Amerika sicher war, den Krieg in Kürze rein militärisch und ohne vorhergehende Verhandlungen beendigen zu können.

Ein ähnliches Schicksal haben die unverbindlichen Besprechungen gehabt, die im Haag geführt worden sind. Zwar berichtete Herr v. Kühlmann noch vor seiner Verabschiedung, daß die dort befindlichen Engländer den Wunsch geäußert hätten, mit ihm selbst die Unterhaltung weiterzuspinnen. Zwar wurde im Haag von deutscher Seite nach der Entlassung Herrn v. Kühlmanns sofort mitgeteilt, daß diese Verabschiedung lediglich aus innerpolitischen Gründen erfolgt sei, und daß die auswärtige Politik Deutschlands in derselben Richtung wie bisher fortgeführt würde. Auch erklärte sich Herr v. Kühlmann in dankenswerter Weise selbst nach seinem Abschied bereit, nach dem Haag zu fahren. Allein auch dort verstummte mit dem Abschluß der Verhandlungen über den Gefangenenaustausch der Wunsch der Engländer nach Besprechungen.

Das Mißlingen der deutschen Offensive beiderseits Reims, der Luftstoß in die vom Gegner heimlich geräumten Stellungen und in Verbindung damit der Beginn der feindlichen Gegenoffensive aus der Flanke, den undurchdringlichen Wäldern von Compiègne, die Marschall Foch eingeleitet hatte, dies beides erklärt wohl zur Genüge, warum England kein Verlangen mehr nach Fortsetzung einer Unterhaltung im Haag trug. So ist sie über das Anfangsstadium unverbindlicher, inoffizieller Gespräche nie hinausgekommen.

In meinen Erinnerungen an die Kanzlerschaft meines Vaters dürfen diese beiden Versuche einer Annäherung an Amerika und England nicht unerwähnt bleiben, zeigen sie doch, daß die deutsche Regierung fortdauernd bestrebt war, den Weg der Versöhnung mit dem Gegner zu finden. Die Einzelheiten dieser Bemühungen sind in den Akten des Auswärtigen Amtes niedergelegt, das, wie ich höre, mit der Vorbereitung der Veröffentlichung einer Reihe von politischen Vorgängen während des Krieges beschäftigt ist und daher wohl auch die von mir erwähnten des näheren darlegen wird. —

Ich kehre zu den Tagen der Kühlmannkrisis zurück. In Berlin hatte sich die Stimmung gegen den Staatssekretär des Auswärtigen nicht verbessert, auch in den Kreisen der Regierung herrschte, von meinem Vater abgesehen, die Ansicht vor, daß sein Verbleiben im Amte nur eine Frage der Zeit sein werde.

Am 26. Juni fand im Reichskanzlerhause der erste und einzige parlamentarische Abend statt, zu dem sich mein Vater während seiner Amtszeit in Berlin hat entschließen können. Von 9 Uhr ab begannen sich die Räume mit Abgeordneten des Reichstages, Vertretern der Regierung, Diplomaten, Angehörigen des Heeres und der Marine usw. langsam zu füllen. In dem großen „Kongreßsaale" war ein Buffet aufgeschlagen, für das uns an Stelle der Heimat das mit Lebensmitteln noch genügend versehene Polen die „Rohstoffe" geliefert hatte. Nachdem die Eingeladenen vollzählig versammelt waren, wurden die Flügeltüren in den Kongreßsaal geöffnet. Wie bei einem Angriffe auf das gegebene Zeichen, so stürzte sich nun Freund und Feind einträchtiglich auf die mit Speisen aller Art versehene lange Tafel. In 25 Minuten — ich habe auf die Uhr gesehen — war die „Stellung" so restlos erobert, daß ich selbst, der ich mich um die Gäste zu kümmern hatte, nur mehr eine einzige kleine Schale mit Gefrorenem erhaschen konnte. Die Stimmung der Anwesenden war übrigens, wohl auch infolge

dieses wohlgelungenen „Sturmes", eine ganz behagliche; ich beobachtete Herren der entgegengesetztesten Parteirichtung in friedlichem Gespräch miteinander.

Am 30. Juni abends fuhren wir in das Große Hauptquartier, diesmal begleitet auch von meiner Mutter und meiner Schwester. Der Kaiser hatte in freundlicher Weise den Aufenthalt der beiden Damen in Spa ausnahmsweise gestattet, da er wußte, welche Freude er damit dem Kanzler bereitete, der sich in seinen hohen Jahren nur ungern von den Seinen trennte. Die Monate Juli und August hätten daher wohl zu den angenehmsten gehört, die mein Vater während seiner Amtsführung als Reichskanzler verlebt hat, wäre nicht der Alpdruck der militärischen Ereignisse dieser Zeit auf ihnen gelegen. Die Sonnenwende des Waffenglücks war für Deutschland gekommen.

Gleich am 1. Juli, dem Tage unserer Ankunft in Spa, hatte der Kanzler eine längere Unterredung mit dem Feldmarschall und General Ludendorff, von der er mir eine zusammenfassende Niederschrift hinterlassen hat. Mein Vater hat in dieser Unterredung Herrn v. Kühlmann verteidigt, soweit er ihn verteidigen konnte. Seine unglückliche Rede vom zweiten Tage zu entschuldigen, war er allerdings nicht in der Lage. Interessant ist vielleicht die Bemerkung, die er den beiden Herren der O.H.L. machte, daß nämlich ein am Tage der Kühlmannrede erschienener Artikel des bekannten Herrn Bernhard von der „Vossischen Zeitung" ähnliche Gedanken zu vertreten schien wie der Staatssekretär des Auswärtigen in seiner Rede und verwirrend wirken mußte, weil man in Berlin Herrn Bernhard Beziehungen zu der O.H.L. nachsagte. Es konnte die Meinung entstehen, die Rede Herrn v. Kühlmanns sei nach Verabredung mit dieser entstanden.

Diese Bemerkung deckt sich zum Teil mit den Eindrücken, die ich über die Aufnahme der Rede aus dem Reichs-

Im großen Hauptquartier 1918.

Von links nach rechts, obere Reihe: General Köberle, Staatssekr. v. Hintze, Gräfin Anna v. Hertling, Oberst v. Winterfeldt,

untere Reihe: Ludendorff, Reichskanzler, Gräfin v. Hertling, Hindenburg, Unterstaatssekr. v. Radowitz.

tage mit nach Hause nahm und von denen ich oben gesprochen habe.

Feldmarschall v. Hindenburg machte nach den Worten der Verteidigung, die mein Vater für Herrn v. Kühlmann gesprochen hatte, aus seiner Abneigung gegen den Staatssekretär kein Hehl. Er nannte die Wirkung der Rede auf das Heer niederschmetternd. Der Staatssekretär müsse Zeit finden, sich auf so wichtige Erklärungen vorzubereiten. Hinter diesem stünden die Frankfurter Zeitung und das Berliner Tageblatt. Er habe den Eindruck eines Konflikts Kühlmann-Reichstagsmehrheit kontra Reichskanzler. Zum Schlusse erklärte Hindenburg, daß die O.H.L. mit diesem Staatssekretär nicht mehr arbeiten könne.

Die Unterredung wandte sich danach andern Erwägungen zu, insbesondere der Frage, wie man sich England gegenüber verhalten solle. Als gemeinsamen Beschluß der Reichsleitung wie der O.H.L. finde ich in den Hinterlassenschaften meines Vaters die Feststellung, daß man darin einig sei, zunächst die volle Kraft gegen England weiter einzusetzen, zu einem vernünftigen Gespräch aber bereit zu sein. Zu diesem Beschluß wurde von der O.H.L. noch bemerkt, daß Englands Stimmung infolge der letzten militärischen Schläge gedrückt sein müsse; daß es sich sagen müsse, es habe noch viel zu verlieren; daß die O.H.L. stets bereit sei, es zu hören, wenn es aus solchem Bekenntnis heraus an Deutschland herantrete; daß aber alle Schritte mit der Kraft und der Würde geschehen müßten, die Deutschlands Leistungen entsprächen.

Lag in solchen Worten der O.H.L. etwa ein Zweifel an der eigenen Kraft, ein Zweifel an dem glücklichen Fortgang der deutschen Offensive, ein Zweifel an der siegreichen Beendigung des Krieges? Die Antwort auf diese Frage erübrigt sich wohl.

Im weiteren Verlaufe der Unterredung, in der die Zukunft Polens, Belgiens und Rußlands gestreift wurde, kam mein

Vater auch noch auf die Wahlrechtsvorlage zu sprechen. Er betonte, daß das Vertrauen auf die Regierung, die gegebene Zusage einzulösen, erhalten bleiben müsse; als ultima ratio sei daher die Auflösung des Hauses der Abgeordneten nicht zu umgehen, falls es dem Herrenhaus nicht gelinge, die Regierungsvorlage in einer annehmbaren Form wiederherzustellen.

Dieser ersten Besprechung meines Vaters mit dem Feldmarschall und General Ludendorff folgte am andern Tage eine solche mit dem Kaiser allein. Auch bei dieser stand natürlich die Kühlmannkrisis im Vordergrunde. Der Kaiser war der Ansicht, daß ein vertrauensvolles Zusammenarbeiten der O.H.L. mit dem Staatssekretär des Auswärtigen auf die Dauer nicht mehr möglich sei. Herr v. Kühlmann solle daher seinen Abschied nehmen, wenn auch nicht sofort, sondern erst im Herbste, und wenn man über das Ergebnis der Pourparlers im Haag Näheres wisse. Was diese betraf, so glaubte der Kaiser und mit ihm die O.H.L., daß sie auch dann fortgeführt werden könnten, wenn die Person des Staatssekretärs des Äußern gewechselt habe. Denn wollten die Engländer wirklich in offizielle Verhandlungen eintreten, so sei ihnen die Personenfrage nebensächlich; bleibe es aber bei den Gesprächen unverantwortlicher Personen, hinter denen die englische Regierung nicht stehe, dann würde auch die Persönlichkeit Kühlmanns daran nichts zu ändern vermögen.

Inwieweit diese Ansicht richtig war oder nicht, vermag ich nicht zu beurteilen. Unwahrscheinlich erscheint sie mir nicht, wenn ich an die Art und Weise denke, wie bei den Friedensverhandlungen über Deutschland zur Tagesordnung übergegangen worden ist.

Am gleichen Tage fand eine weitere Besprechung zwischen Reichsleitung und O.H.L. statt, an welcher der Kaiser selbst teilnahm und zu welcher aus Berlin für die östlichen Probleme der Gesandte v. Rosenberg vom Auswärtigen Amt

herbeigerufen worden war. Gegenstand der Besprechung war die Zukunft Polens, die neu beabsichtigte Sperrgebietserklärung der Marine und die belgische Frage.

In Bezug auf Polen war man sich darüber einig, daß die austropolnische Lösung, so sehr sie auch von dem Grafen Burian befürwortet wurde, aus Gründen, die ich schon früher angeführt habe, für Deutschland unannehmbar sei; eine diesbezügliche zweifelsfreie Note sollte nach Wien gerichtet werden.

Der Antrag der Marine wurde abgelehnt; auch der Kaiser sprach sich sehr lebhaft und entschieden gegen ihn aus.

Was endlich Belgien betraf, so wurde erneut der Entschluß festgestellt, dasselbe freizugeben; dem König Albert sei die Auflage zu machen, die flandrische Küste selbst gegen England zu verteidigen, d. h. im verteidigungsfähigen Zustande zu erhalten.

Am 3. Juli begab sich die O.H.L. wieder an die Front bzw. in ihr Operationsquartier nach Avesnes. Der Kaiser blieb mit der ebenfalls anwesenden Kaiserin in Spa.

Die Kühlmannkrisis harrte noch der Lösung; nach der Weigerung des Feldmarschalls, länger mit dem Staatssekretär weiterzuarbeiten, und nachdem auch der Kaiser keine Neigung zeigte, denselben zu halten, da er selbst nicht mehr an die Möglichkeit eines vertrauensvollen Zusammengehens der O.H.L. mit Kühlmann glaubte, schien die Verabschiedung desselben festzustehen. Die Frage des Zeitpunktes blieb noch offen. Mein Vater hatte sich ausbedungen, daß der Kaiser Herrn v. Kühlmann noch einmal empfangen solle, damit diesem Gelegenheit zu einer Aussprache gegeben sei. Der Kaiser hatte sich dazu bereit erklärt, und es war an Herrn v. Kühlmann eine diesbezügliche Mitteilung ergangen, sich in Spa einzufinden. Die größte Schwierigkeit bildete es, für den Staatssekretär einen geeigneten Nachfolger zu finden. Es zeigte sich wieder, wie arm Deutschland an hervorragenden Persönlichkeiten war. Die Zahl der fähigen Köpfe war ge-

ring, hatten doch schon die vergangenen Kriegsjahre mehr als ein „Diplomatenopfer" gekostet. Der Kaiser selbst dachte von Anfang an an Herrn v. Hintze, den deutschen Gesandten in Kristiania. Als wir am 5. Juli einer Einladung zum Frühstück bei Kaiser und Kaiserin folgten, fanden wir diesen zur Hoftafel zugezogen. Er schien übrigens keinerlei Lust zu verspüren, der Nachfolger Herrn v. Kühlmanns zu werden. Vielleicht wußte er, daß auch die O.H.L. seiner eventuellen Wahl mit einem gewissen Mißtrauen gegenüberstand; worauf dasselbe beruhte, ist mir unbekannt geblieben.

Herr v. Kühlmann erschien am 7. Juli in Spa und nahm das Frühstück mit uns ein. Infolge seines Verbleibens in Berlin waren ihm die Stimmungen im Großen Hauptquartier natürlich unbekannt geblieben. Er war deshalb der Meinung, daß kein Grund für ihn vorliege, seinen Abschied einzureichen. So äußerte er sich nach dem Frühstück zu meinem Vater, der die wenig angenehme Aufgabe hatte, ihn von der Ansicht des Kaisers und derjenigen Hindenburgs zu unterrichten.

Nun brachte Herr v. Kühlmann aus Berlin die Meldung mit, daß die im Haag weilenden Vertreter der englischen Kommission für den Gefangenenaustausch den Wunsch geäußert hätten, mit ihm selbst zu sprechen. Ich habe das schon früher erwähnt, ebenso wie die diesbezügliche Ansicht des Kaisers und der O.H.L.

Am gleichen Tage hatte mein Vater aber auch einen Brief seines Stellvertreters erhalten, der seinen neuerlichen Befürchtungen über die innerpolitischen Folgen eines Rücktrittes des Herrn v. Kühlmann Ausdruck gab, den er in Berlin meinem Vater als wahrscheinlich unvermeidlich bezeichnet hatte.

Beides, die Mitteilung Kühlmanns und der Brief Payers, veranlaßte den Kanzler, sich noch an demselben Abend zum Vortrage beim Kaiser zu melden. Er berichtete demselben das, was er von dem Staatssekretär des Äußern gehört hatte,

und legte ihm den Brief des Vizekanzlers vor. Es gelang meinem Vater daraufhin, den Kaiser zu bestimmen, die Verabschiedung Kühlmanns hinauszuschieben. So erzählte er mir unmittelbar nach Beendigung seines Vortrages, als wir im Automobil von dem Quartier des Kaisers, wohin ich ihn begleitet hatte, zurückfuhren. Mein Vater war von dem Erfolg seines Vortrages sichtlich erfreut. Die Freude dauerte nicht lange. Wir hatten eben unsere Abendmahlzeit eingenommen, als Oberst v. Winterfeldt das Zimmer betrat und meinen Vater bat, ihn im Auftrage des Kaisers für einen Augenblick sprechen zu dürfen. Herr v. Winterfeldt berichtete, der Kaiser habe seine Meinung geändert und könne dem Vorschlag meines Vaters, mit der Verabschiedung des Staatssekretärs noch zu warten, nicht mehr beistimmen. Seine Majestät habe ihn, den Oberst v. Winterfeldt, eigens beauftragt, dies dem Kanzler sofort mitzuteilen.

Ich versage es mir, den Eindruck dieser Meldung auf meinen Vater wiederzugeben. Was den Kaiser zu dem plötzlichen Meinungsumschwung veranlaßt hat, ist meinem Vater und mir unbekannt geblieben. Vermutungen darüber anzustellen oder zu äußern, ist zwecklos.

Am andern Tage hat dann Herr v. Kühlmann seinen letzten Vortrag beim Kaiser als Staatssekretär des Auswärtigen gehalten. Dieser empfing ihn mit den Worten: „Wir müssen unsere Ehe scheiden!" Nach dem, was mir mein Vater über diesen letzten Empfang erzählt hat, scheint er recht lebhaft verlaufen zu sein. Denn nach verhältnismäßig kurzer Zeit erschien Herr v. Kühlmann wieder bei uns im Hause und verabschiedete sich schnell, um den Nachmittagszug nach Berlin noch zu erreichen. Tags darauf meldete sich Herr v. Hintze bei meinem Vater als neuer Staatssekretär des Auswärtigen, wozu ihn der Kaiser soeben ernannt habe.

So weit die geschichtlichen Vorgänge. Zu ihrer näheren Beleuchtung und einwandfreien Klarstellung erschien mir die

Veröffentlichung zweier Schriftstücke von Wert, die ich dem Nachlasse meines Vaters verdanke. Das eine ist der oben erwähnte Brief seines Stellvertreters aus Berlin vom 6. Juli 1918. In demselben nimmt Herr v. Payer zu der an diesem Tage noch nicht vollzogenen, aber unmittelbar bevorstehenden Entlassung des Herrn v. Kühlmann Stellung. Er bezeichnet sie als unvermeidlich, wenn es dem Kaiser nicht gelinge, ein weiteres Zusammenarbeiten der O.H.L. mit dem Staatssekretär des Auswärtigen zu ermöglichen, und spricht sich dann ziemlich offen über die zu befürchtenden Folgen auf inner- wie außenpolitischem Gebiete aus. Leider hat mir Herr v. Payer auf meine Anfrage sein Einverständnis zur Veröffentlichung des Briefes nicht erteilt, weshalb ich zur Zeit davon Abstand nehmen muß.

Ebenso ist mir die Wiedergabe des zweiten Schriftstückes — eines Exposés des Herrn v. Kühlmann über seine letzte Audienz beim Kaiser, gerichtet an meinen Vater — dadurch unmöglich gemacht, daß mich der Verfasser bat, von einer Veröffentlichung desselben abzustehen. Mitteilen darf ich aus demselben aber wohl, daß Herr v. Kühlmann unter gewissen Bedingungen eine Beendigung des Krieges noch im Herbst 1918 durch glückliche Vereinigung von Waffenerfolgen mit diplomatischer Aktion für möglich hielt.

Vielleicht wird mir (anläßlich der Ergänzung der unvollendet gebliebenen Lebenserinnerungen meines Vaters) Gelegenheit geboten sein, diese beiden, für den Historiker wichtigen Schriftstücke in ihrem vollen Wortlaut der Öffentlichkeit zu übergeben.

Dagegen darf ich es mir nicht versagen, hier einen Brief meines Vaters an seinen Stellvertreter wiederzugeben. Mein Vater hat diesen Brief eigenhändig niedergeschrieben, ihn mir dann in die Maschine diktiert mit der Bemerkung, das Original solle *ich selbst* aufbewahren. Ich lasse ihn daher hier folgen.

Großes Hauptquartier, 8. Juli 1918.

Sehr verehrte Exzellenz!

Schneller noch, als wir befürchtet haben, ist die Entscheidung gefallen, Herr v. Kühlmann hat heute vormittag mündlich den Kaiser um seine Entlassung gebeten, die sofort erteilt wurde. Die Hoffnung, die ich noch gestern glaubte hegen zu können, hat sich nicht erfüllt.

Doch ich will von vorn anfangen. Sofort nach meiner Ankunft hier am 1. d. M. hatte ich eine vertrauliche Besprechung mit dem Feldmarschall und dem General Ludendorff. Das Ergebnis war für mich die Überzeugung, daß der Widerstand der beiden Herren, insbesondere des ersten, gegen ein Verbleiben Kühlmanns nicht zu brechen und eine vertrauensvolle Arbeit der beiden Stellen miteinander nicht zu erreichen sei. Ich habe den ruhigen Herrn v. Hindenburg noch nie so abweisend gefunden. Am andern Tage war ich zwei Stunden bei Seiner Majestät, die sich zwar persönlich nicht ungnädig gegen Kühlmann zeigte, es aber für ausgeschlossen erklärte, daß etwa auf ihren Befehl hin ein vertrauensvolles Zusammenarbeiten möglich sei. Eine Kraftprobe zu machen, hatte unter diesen Umständen keinen Zweck. Die Entlassung der Heerführer zu verlangen, auf die Heer und Heimat mit unbedingtem Vertrauen blickten, wäre frevelhaft gewesen und hätte selbstverständlich auch keinerlei Erfolg gehabt. Und was hätte es geholfen, wenn ich nun meinerseits gegangen wäre? Wäre der Kaiser hierauf eingegangen, so wäre die einzig richtige Konsequenz die Militärdiktatur gewesen, die wir doch auch nicht wünschen können und so lange als möglich fernhalten müssen. Aufs dringendste bat ich, daß der Wechsel erst nach Schluß des Reichstages eintreten soll, was mir auch zugesagt wurde. Am 2. und 3. fand dann unter dem Vorsitze des Kaisers die politische Aussprache mit den Herren der O.H.L. statt, worüber Eure Exzellenz unterrichtet sind. Der

Verlauf war ein durchaus friedlicher, eigentliche sachliche Differenzen traten nicht hervor. Ich hatte Seine Majestät bei der ersten Unterredung gebeten, Herrn v. Kühlmann zum persönlichen Vortrag hierher kommen zu lassen, was auch sogleich zugesagt wurde; daß dies so rasch geschehen würde, entsprach nicht meinen Wünschen. Trotzdem hoffte ich noch gestern, einen Aufschub der definitiven Entscheidung erreichen zu können, mit Rücksicht auf gewisse in Aussicht stehende vertrauliche Aussprachen in einem neutralen Lande, worüber ich nichts schreiben mag, aber die Hoffnung schlug fehl, da Seine Majestät die Ansicht vertrat, daß diese Aussicht auch durch den Weggang von Kühlmann nicht versperrt würde. Ich habe auch nicht unterlassen, Seiner Majestät Kenntnis von dem Briefe zu geben, welchen Eure Exzellenz mir zu schreiben die Güte hatten, es ist aber schwer, an Allerhöchster Stelle die richtige Einschätzung der parlamentarischen Dinge herbeizuführen.

Es fragt sich nun, was wir tun sollen. Das eine steht fest und wird mit aller Entschiedenheit betont werden müssen, daß das Ausscheiden Kühlmanns keinen Wechsel in der inneren und äußeren Politik bedeutet. Für diese habe ich allein die Verantwortung, auch wenn es keine sachlichen Differenzen auf diesem Gebiete waren, die den Wechsel im Staatssekretariat herbeiführten, sondern lediglich das durch Kühlmanns Rede im Reichstag auf den Gipfel getriebene Mißtrauen gegen seine Person. Gegen diese richtet sich der von der Armee ausgeübte Druck.

Was sodann die Frage des Nachfolgers betrifft, so ist ja das Recht des Kaisers, denselben nach seiner Wahl zu ernennen, unzweifelhaft. Für mich kam aber natürlich in Betracht, ob der ins Auge Gefaßte geeignet und bereit sei, diejenige Politik zu machen, die ich als die meine mit meiner Verantwortlichkeit würde decken können. Seine Majestät hat mir den bisherigen Gesandten in Kristiania, Admiral

v. Hintze, als seinen Kandidaten bezeichnet, den er auch hierher hatte kommen lassen und mit dem ich daher auch eingehend gesprochen habe.

Herr v. Hintze hatte schwere Bedenken, ob er das Amt annehmen solle, und tut es, wenn er es tut, nur auf den Befehl seines kaiserlichen Herrn. Er hat mir den Eindruck eines ernsten und fähigen Mannes gemacht und gilt als erstklassiger Kenner russischer Verhältnisse. Politisch im Sinne einer Parteirichtung hat er sich nie betätigt, nach dieser Richtung ist er ein unbeschriebenes Blatt. Gegenteilige Behauptungen sind unbegründet. Daß er, wenn er die Stelle antritt, in loyaler und offener Weise mit mir arbeiten würde, hat er mir bestimmt zugesagt. Eine große Schwierigkeit wird für ihn der Umstand sein, daß er als eine Art Fremdkörper im diplomatischen Dienst galt und daher dem Mißtrauen des Auswärtigen Amtes begegnen wird, dessen Reorganisation ihm der Kaiser als seine besondere Aufgabe übertragen will. Ich möchte nun Eure Exzellenz bitten, mit den Parteiführern Fühlung zu nehmen und mit aller Kraft dahin zu wirken, daß sie uns vor Erschütterungen bewahren, die im jetzigen Augenblicke zu einer Katastrophe im Innern führen würden. Wir beide haben doch, weiß Gott, die Zusagen gehalten, die wir seinerzeit gegeben haben. Daß wir nicht zu unserem Vergnügen auf unsern Plätzen sitzen, haben Eure Exzellenz in Ihrer vortrefflichen Antwort auf die Anpöbelung Scheidemanns treffend hervorgehoben; wenn uns aber jetzt die Reichstagsmehrheit von diesen Plätzen vertreibt, so geht das am Vaterland aus, denn dann kommt die Militärdiktatur.

Soviel heute in Eile; ich werde nicht unterlassen, Eure Exzellenz von hier aus auf dem laufenden zu halten, und erbitte das gleiche von dort. Jetzt selbst nach Berlin zu kommen, würde ich, solange Seine Majestät hier ist, nicht für ratsam halten, da die möglichst enge Fühlung mit dem

hohen Herrn, auch wenn sie diesmal die gewünschte Wirkung nicht hatte, doch außerordentlich wichtig ist.

In aufrichtiger Verehrung

Euer Exzellenz ergebener

Hertling.

Ich halte es für überflüssig, diesem Briefe meines Vaters irgendwelche Bemerkung hinzuzufügen. Er ist so absolut eindeutig und klar wie alles, was mein Vater geschrieben oder gesprochen hat, daß er keiner Erläuterung mehr bedarf.

Siebtes Kapitel.

Im Großen Hauptquartier.

Am 8. Juli hatte Herr v. Kühlmann seinen Abschied erhalten. Nur vorübergehend war im Großen Hauptquartier erwogen worden, mit der Veröffentlichung der Verabschiedung zu warten. Mein Vater war gegen jede Verheimlichung; er hielt sie für zwecklos und unrichtig. Für zwecklos, weil die Telephondrähte zwischen dem Großen Hauptquartier und Berlin erfahrungsgemäß nicht dicht hielten; für unrichtig, weil er unter allen Umständen den Anschein vermeiden wollte, als beabsichtige die Reichsleitung, die Volksvertreter hinters Licht zu führen. Die Entlassung Herrn v. Kühlmanns war aus persönlichen Gründen unvermeidlich geworden; nun mußte dafür gesorgt werden, daß sich in der Öffentlichkeit nicht die falsche Meinung festsetzte, als bedeute sie einen Wechsel in der auswärtigen Politik, als habe die O.H.L. die Führung derselben an sich gerissen. Es erging daher an den Vizekanzler ein ausführliches Telegramm mit der Bitte, die Volksvertreter unverzüglich von den Gründen der Verabschiedung Kühlmanns in Kenntnis zu setzen.

Am 8. Juli besuchte uns der deutsche Kronprinz; er war im Automobil von seinem Hauptquartier aus aufgebrochen und fand den Eingang zu unserem Schlosse nicht gleich, weshalb er in Eilzugsgeschwindigkeit an demselben vorbeifuhr. Erst nach einiger Zeit wurde er des Irrtums gewahr und erschien mit den Herren seiner Begleitung in gemäßigterem Tempo vor unserem Hause. Der Besuch dauerte höchstens eine halbe Stunde. Mein Vater hat dem Kronprinzen seine

Ansicht über den Fall Kühlmann mitgeteilt. Zu sonstigen politischen Gesprächen kam es nicht. Was mir auffiel, war, daß sich in der Begleitung des Kronprinzen nicht eine einzige ältere Persönlichkeit befand; die Gradabzeichen der Herren gingen über die „Kategorie der Hauptleute und Rittmeister" nicht hinaus.

Bereits am 9. Juli machten sich die ersten Sturmzeichen von der Wirkung der Verabschiedung Herrn v. Kühlmanns in der Hauptstadt durch eine längere Telephonnachricht des Vizekanzlers in Spa bemerkbar. Besonderes Mißtrauen erweckte die Wahl des Nachfolgers. Herr v. Payer bat, daß der neue Staatssekretär des Äußern sich am folgenden Tage nach Berlin begeben möge, um bei einem Frühstück in seinem Hause mit den führenden Parlamentariern bekannt gemacht zu werden. Nach kurzer Überlegung entschloß sich mein Vater, den Erben Kühlmanns nicht allein reisen zu lassen, sondern mit ihm zusammen in die Metropole zurückzukehren; er wollte dem Reichstag selbst Rede und Antwort stehen über die verflossenen Ereignisse. So machten wir uns am 10. Juli nachmittags wieder auf und trafen andern Tags in der Frühe in dem sommerlich heißen Berlin ein. Mein Vater hatte sich die Nacht über im Schlafwagen zurechtgelegt, was er im Hauptausschuß zu sagen gedachte, um die aufgeregten Gemüter zu beschwichtigen. Wie immer, wenn er Kampfstimmung witterte, war er ganz besonders frisch und wohlauf. Nach kurzem Aufenthalt im Reichskanzlerhaus begaben wir uns in den Reichstag, wo mein Vater noch vor seiner Rede mit den Staatssekretären konferieren wollte. Die Besprechung dauerte etwa eine halbe Stunde, im Anschluß an sie betraten wir den Bundesratssaal im zweiten Stock, wo der Hauptausschuß zu tagen pflegte.

Dort summte die Aufregung. Beim Erscheinen des Kanzlers begab sich alles an seine Plätze oder drängte sich um den langen hufeisenförmigen Tisch. Mit dem Beginn der Sitzung

ließ sich mein Vater von dem Vorsitzenden des Hauptausschusses, Herrn Ebert, das Wort erteilen und gab in einer etwa halbstündigen Rede den aufmerksam lauschenden Abgeordneten die Gründe bekannt, die zu der Verabschiedung Herrn v. Kühlmanns geführt hatten und führen mußten. Er verschwieg nichts, er führte keine Scheingründe an, er sagte einfach die Wahrheit. Und er erklärte mit großer Bestimmtheit, daß von einem Wechsel in der Richtung der auswärtigen Politik nicht die Rede sei. Der Erfolg war ein unmittelbarer. Die Aufregung, die Berlin drei Tage lang beherrscht hatte, legte sich im Augenblick. Auf den besorgten Zügen des Reichsschatzsekretärs, der um die Bewilligung der neuen Kriegskredite gebangt hatte, erschien ein frohes Lächeln.

Ich habe selten einen derartigen Stimmungsumschlag im Parlament beobachtet. Sei es, daß die Anwesenden sich davon überzeugt hatten, daß vor ihnen ein Mann sprach, dem, unbeeinflußbar durch Einwirkungen persönlicher Natur, das Wohl des Vaterlandes über alles ging; sei es, daß die fleißigen Kanzlerstürzer einsahen, daß der Augenblick für einen Erfolg ihrer Bemühungen noch nicht gekommen; sei es auch, daß die sommerliche Hitze vielen ein Grund mehr schien, den Beginn der Reichstagsferien zu beschleunigen; genug, die politische Entspannung trat nach den Worten meines Vaters am 11. Juli (denen er Tags drauf noch eine kurze Erklärung über Belgien folgen ließ, da seine diesbezüglichen Äußerungen vom ersten Tage durch Indiskretion verstümmelt in die Presse gelangt waren) sofort ein. Der Reichstag ging am 13. Juli nach Bewilligung der Kriegskredite in die Ferien.

Unsere Anwesenheit in Berlin benutzte Herr Joffe — der „edle Jude", wie ihn der Direktor der Rechts-Abteilung des Auswärtigen Amtes einmal in vollem Ernste meinem Vater gegenüber nannte — zu seinem ersten und einzigen Besuch beim Kanzler. Ihn führte die Ermordung des deutschen Gesandten in Moskau, des Grafen Mirbach, zu ihm. Die

russische Sowjetrepublik sprach dem Deutschen Reiche ihr Bedauern über die ruchlose Tat aus. Ich habe Herrn Joffe in das Arbeitszimmer meines Vaters geleitet, mir den sauber gewaschenen Russen unverfälscht orientalischer Abstammung dabei näher angesehen und eine leichte Verlegenheit des Mannes bei dem Zusammentreffen mit dem Reichskanzler festgestellt.

Die beiden Tage in Berlin waren für meinen Vater recht anstrengend. Am Nachmittag des 12. Juli mußte er noch einer Sitzung des preußischen Staatsministeriums beiwohnen, nach deren Beendigung wir gerade Zeit hatten, unsere Mahlzeit einzunehmen, ehe uns der Abendschnellzug wieder in das Große Hauptquartier entführte.

Dort hielt mein Vater am Nachmittag des 13. Juli dem Kaiser Vortrag über das friedliche Ende, das die Kühlmannkrisis in Berlin gefunden hatte. Derselbe war hocherfreut und gab seiner Befriedigung auch mir gegenüber beim Abschied unverhohlen Ausdruck. Er fuhr noch am selben Abend an die Front zu den Truppen, denen der neue große Angriff in der Champagne übertragen war; dort seien, so hatte der Kaiser meinem Vater erzählt, Tausende von Geschützen aller Kaliber vom Feinde gänzlich unbemerkt neu in Stellung gebracht worden. Der Angriff sollte den ahnungslosen Feind am Morgen des 15. Juli um 3 Uhr überraschen.

Zwei Tage später war die Offensive, dem Feinde verraten, gescheitert.

Am 15. Juli besuchte Graf Törring, der Schwager des bayrischen Kronprinzen, meinen Vater. Er bemühte sich schon seit einiger Zeit, in Verbindung mit seinem Verwandten, dem König der Belgier, zu treten. Diesmal konnte er dem Kanzler melden, daß er in der Schweiz mit dem dortigen belgischen Gesandten sich besprochen habe. Derselbe hatte ihm eine Aufzeichnung mitgegeben, die aber nichts weiter enthielt als die Ansicht der belgischen Regierung, daß sie bereits ihren Standpunkt gegenüber Deutschland öffentlich in der Presse kund-

getan habe, und daß es nun an diesem sei, zu sprechen. Graf Törring hatte sich dann eine weitere Erklärung der belgischen Regierung erbeten, ob sie allein mit Deutschland oder mit der Entente zusammen über Friedensbedingungen diskutieren wolle. Um sich dieselbe zu holen, wollte er demnächst wieder in die Schweiz abreisen. Er hatte Herrn v. Kühlmann über seine Schritte unterrichtet, doch muß dieser keinen besondern Wert auf dieselben gelegt haben, denn er hat, wie mir mein Vater erzählte, nie mit ihm darüber gesprochen.

Am 16. Juli versuchte der Chef des Admiralstabes, Exzellenz v. Holtzendorff, noch einmal meinen Vater für seine Idee der neuen Sperrgebietserklärung an der amerikanischen Küste zu gewinnen. Er erklärte den Unterseebootkrieg dort für unumgänglich notwendig und behauptete, ihn auch mit den gegenwärtig zur Verfügung stehenden drei U.-Kreuzern (denen später mehrere folgen sollten) erfolgreich führen zu können. Wie früher so fand er auch diesmal bei meinem Vater keine Gegenliebe für seine Absichten.

Am 17. Juli sind wir um die Mittagszeit nach Brüssel abgereist, begleitet von meiner Mutter, meiner Schwester, Herrn v. Radowitz und Oberst v. Winterfeldt.

Die Veranlassung dieser Reise mag aus dem nachfolgenden, einen Monat zurückliegenden Briefwechsel zwischen dem bayrischen Kronprinzen und meinem Vater ersehen werden:

1. Juni 1918.

Sehr verehrte Exzellenz!

Wohl weiß ich, daß ich nicht berufen bin, in politischen Dingen mitzureden, und dennoch scheint es mir eine vaterländische Pflicht, Eurer Exzellenz meine Meinung nicht vorzuenthalten, die ich mir nach fast vierjährigem Verweilen an einer der Hauptkampffronten im Westen gebildet habe, wenn diese Meinung vielleicht auch nicht übereinstimmt mit jener anderer Stellen.

So günstig unsere militärische Lage auch augenblicklich ist, kranken wir doch an zwei Übeln, denen nicht abzuhelfen ist, dem allmählich eingetretenen Mangel an Ersatzmannschaften und an Pferden, ein Mangel, der sich immer mehr steigern muß. Wir werden zwar in der Lage sein, dem Gegner im Westen noch ein paar gewaltige Schläge zu versetzen, kaum aber, ihm eine entscheidende Niederlage zu bereiten, so daß zu erwarten steht, daß der Kampf in einigen Monaten wieder den Charakter des schleppenden Stellungskrieges annehmen wird. Wer in diesem schließlich siegt, hängt vor allem davon ab, wer am längsten mit seinen Mannschaftsbeständen auszukommen vermag, und in dieser Hinsicht sind meiner Überzeugung nach unsere Gegner besser dran, dank der amerikanischen Hilfe, die freilich erst allmählich wirksam zu werden vermag. Ich habe diese meine Ansicht schon vor der Märzoffensive Seiner Majestät dem Kaiser ziemlich unverblümt vorgetragen und ich will sie nun auch Eurer Exzellenz nicht vorenthalten, denn es ist meines Erachtens der Zeitpunkt gekommen zur Anbahnung von Friedensverhandlungen. Jetzt haben wir noch Trümpfe in der Hand — nämlich die Drohung mit in Bälde sich verwirklichenden neuen Angriffen —, später, wenn diese Angriffe einmal erfolgt sind, nicht mehr. — General Ludendorff ist gleichfalls der Ansicht, daß aller Wahrscheinlichkeit nach ein entscheidender, den Gegner vernichtender Sieg sich nicht mehr wird erringen lassen; er hofft jedoch auf die rettende Hilfe eines Deus ex machina, nämlich auf den plötzlichen inneren Zusammenbruch einer der Westmächte nach Art des Zusammenbruchs des russischen Reiches. Ost und West sind aber grundverschieden, und keiner der westlichen Staaten ist so morsch, als das russische Reich schon vor dem Kriege es war. Ich selbst vertrat einst den Gedanken der Angliederung Belgiens an das Deutsche Reich in irgendwelcher Form, jetzt aber bin ich, abgesehen von andern Gründen, schon deshalb davon abgekommen, weil ich der Überzeugung

bin, daß der einzige Weg, der uns zum Frieden führen kann, der ist, daß wir erklären, die Selbständigkeit Belgiens unangetastet erhalten zu wollen. Gewiß ist das sich Bescheiden mit dem Status quo ante im Westen für uns keine erfreuliche Lösung, aber ich glaube nicht, daß eine günstigere sich wird erreichen lassen, da wir hierzu nicht die Kräfte besitzen, und so meine ich, daß wir uns mit dem im Osten Erreichten begnügen müssen. Damit, daß der eine Gegner im Osten völlig erledigt ist, sind wir die Sieger, auch selbst ein Friede, der uns im Westen keinerlei Gewinn brächte, wäre ein siegreicher Friede. Müssen wir über den Winter weiterkämpfen, wird dies auf den Geist der Truppe nachteilig wirken, bei der allgemein die Hoffnung besteht, daß der Krieg bis zum Herbste beendigt sein wird.

Ich hätte nicht geschrieben, würde ich nicht Eile für geboten erachten, und jede Woche ist kostbar.

Sollten Eure Exzellenz mich zu sprechen wünschen, könnte ich ganz gut auf ein paar Stunden nach Brüssel — Spa ist für mich zu weit, oder der Sohn Eurer Exzellenz könnte mich in meinem Quartier aufsuchen. Ich stelle es dem Belieben Eurer Exzellenz anheim, von dem Inhalte dieses Briefes gelegentlich Seiner Majestät dem Kaiser Kenntnis zu geben, und verbleibe

Eurer Exzellenz aufrichtig ergebener

Rupprecht, Kronprinz von Bayern.

Mein Vater hatte darauf folgendes geantwortet:

5. Juni 1918.

Eurer Königlichen Hoheit

bestätige ich mit ehrerbietigem Danke den Empfang des gnädigen Schreibens vom 1. d. M.

Die Frage, ob die bewunderungswerten militärischen Erfolge an der Westfront auch zu einem durchschlagenden politischen Erfolge führen werden, beschäftigt mich seit längerer

Zeit und nicht ohne Sorge. Immerhin möchte ich glauben, daß eine Fortsetzung der für die militärische Macht Frankreichs und Englands vernichtenden Schläge schließlich doch innerhalb der Bevölkerung eine gegen die eigenen Regierungen gerichtete kraftvolle Bewegung auslösen wird, die zusammen mit den in den beiden Ländern schon jetzt vorhandenen und an Stärke zunehmenden pazifistischen Strömungen die Anbahnung von Friedensverhandlungen in die Nähe rücken werden, zumal wenn die Einsicht zum Durchbruche gelangt, daß eine Verwirklichung der auf die amerikanische Hilfe gerichteten Hoffnung so rasch nicht zu erwarten ist.

Inzwischen bin ich meinerseits eifrig bemüht, alle Anzeichen zu sammeln und zu prüfen, die jetzt schon die Möglichkeit, zu ernstlichen Friedensverhandlungen zu gelangen, etwa erkennen lassen, und es wird nichts versäumt werden, um den richtigen Moment, wenn ein solcher sich bieten sollte, sofort zu ergreifen. Was Belgien betrifft, so stimme ich Eurer Königlichen Hoheit darin vollkommen zu, daß eine Angliederung des Landes an das Deutsche Reich nicht anzustreben ist; eine Schwierigkeit wird die während der Okkupation vorgenommene Verwaltungstrennung bilden.

Ich werde den Monat Juli in Spa zubringen. Wenn es E. K. H. genehm wäre, könnte ich dann vielleicht die Gelegenheit zu einer mündlichen Aussprache in E. K. H. Hauptquartier ergreifen. Falls E. K. H. schon vorher eine Besprechung wünschen, würde ich nicht säumen, meinen Sohn an einem von E. K. H. zu befehlenden Termin dorthin zu schicken.

(Schlußformel usw.)

Auf diesen Brief meines Vaters hin schrieb mir der in der Begleitung des bayrischen Kronprinzen befindliche bayrische Legationsrat v. K., daß Prinz Rupprecht sich freuen würde, meinen Vater zu sehen, wenn er seinen Aufenthalt in Spa angetreten habe.

Die Zusammenkunft in Brüssel war nach unserer Rückkehr in das Große Hauptquartier verabredet worden. Unsere Reise von dort über Lüttich und Löwen nach der belgischen Hauptstadt dauerte sieben Stunden, da zu dieser Zeit die früheren Schnellzüge in Belgien nicht mehr gefahren wurden. Wir kamen gegen 7 Uhr abends in Brüssel an. Mein Vater begab sich sofort zu dem Generalgouverneur Frhrn. v. Falkenhausen, dem er einen Gegenbesuch für die ihm im April in Spa erstattete Visite schuldete. Wir andern fuhren in das Hotel Astoria, wo Quartier für uns bereitgestellt worden war. Dort erfuhr ich noch am Abend, daß der bayrische Kronprinz aus dienstlichen Gründen sein Kommen um einen Tag hatte verschieben müssen. Mein Vater benutzte die freie Zeit des folgenden Tages, um sich von einem in der Verwaltung Belgiens angestellten nichtpreußischen Beamten ein ausführliches Bild über die Verhältnisse im Lande, über die wirtschaftspolitischen Bestrebungen gewisser deutscher Interessentengruppen, über die Möglichkeit eines friedlichen Nebeneinanderlebens von Deutschland und Belgien in der Zukunft geben zu lassen. Sehr erbaut war er offenbar von dem Gehörten nicht, denn ich fand ihn den Vormittag über in ziemlich gedrückter Stimmung.

In Brüssel traf ich auch einen entfernten Verwandten, der mir erzählte, daß die ganze Stadt schon seit Wochen von dem Mitte Juli beginnenden großen Angriff der Deutschen in der Champagne sprach. Wenn ich dem hinzufüge, daß mir Kameraden, die um dieselbe Zeit in Urlaub in München waren, später mitteilten, daß auch dort z. B. in den Trambahnen ganz öffentlich von der neuen Offensive bei Reims gesprochen wurde, so kann man sich ein Bild machen, wie es um die Geheimhaltung der Pläne der O.H.L. bestellt war, deren Gelingen dieselbe in erster Linie von der Überraschung des Gegners abhängig machte.

Ich bin an diesem Abend von Brüssel aus in Urlaub in die bayrischen Berge gefahren und habe daher der Zusammen-

kunft des bayrischen Kronprinzen mit meinem Vater nicht mehr beigewohnt. Soviel ich später von derselben hörte, war Prinz Rupprecht sehr pessimistischer Stimmung und erhoffte die baldige Anbahnung von Friedensbesprechungen. Nicht uninteressant ist es vielleicht, bei dieser Gelegenheit von einem andern Zusammentreffen des Kronprinzen mit meinem Vater im Jahre vorher zu berichten. Bei demselben klagte der Erbe der bayrischen Königskrone lebhaft über die Zerstörungen, die von der O.H.L. anläßlich des strategischen Rückzuges aus dem Sommegebiet auf die „Hindenburglinie" als militärisch notwendig angeordnet werden mußten, und die er als feinsinniger Kenner von Kunst- und Kulturgeschichte nur mit blutendem Herzen hatte mit ansehen können.

Die Urlaubstage in dem stillen Gebirgstal, in dem die klaren Bergwasser so friedlich wie ehedem rauschten und die dunklen Wälder von schöneren Zeiten träumten, sind mir nur allzuschnell verflogen. Sie wurden überdies getrübt durch zwei Ereignisse, die in diese Zeit fielen. Kaum in der Heimat angelangt, las ich nämlich in den Zeitungen von einer Erkrankung meines Vaters. Wie ich dann auf telephonische Anfrage erfuhr, war dieser unmittelbar nach seiner Rückkehr in das Große Hauptquartier von einer Herzschwäche befallen worden, die, hervorgerufen durch die Anstrengungen der letzten Wochen, bei seinem hohen Alter nicht unbedenklich war. Dem raschen und besonnenen Eingreifen meiner in der Krankenpflege ausgebildeten Schwester war es im Verein mit dem herbeigerufenen Arzte gelungen, Schlimmeres zu verhüten. Mein Vater erholte sich sehr rasch, doch ist die heimliche Sorge um ihn von da ab nimmer von uns gewichen.

Das andere Ereignis war der Gegenstoß des Feindes aus den Wäldern von Compiègne in die deutsche rechte Flanke, der dank der sehr geschickten Anlage des Angriffs — ohne Artillerie-

vorbereitung — gleich anfangs große Erfolge erzielte, den dort kämpfenden deutschen Divisionen hohe Verluste an Mannschaften und Material beibrachte — die 11. bayrische Infanterie-Division, bei der ich Adjutant gewesen, hat sich hier in heldenhaften Kämpfen verblutet — und im weiteren Verlauf die O.H.L. zwang, die südlich der Marne stehenden Truppen eiligst zurückzunehmen. Zwar konnten diese Rückzugsbewegungen in voller Ordnung und unter Mitnahme des gesamten Materials ausgeführt werden. Aber der Gewinn der ganzen vorhergegangenen deutschen Angriffe war verloren, das Sprungbrett für weitere Operationen der O.H.L. entzogen und vor allem: die Initiative war von einem Tage zum andern auf die Gegenseite übergegangen. Als ich die Unglücksbotschaft in der Zeitung las, war ich wie zerschlagen. Bisher hatte ich mich auf die Berechnungen unseres Generalstabes verlassen, der die Zahl der noch nicht abgekämpften französisch-englischen Divisionen auf acht bis höchstens fünfzehn angab. Die lange Untätigkeit des Gegners, sein jedesmaliges Zurückweichen vor dem Anprall der Deutschen, ohne zum Gegenstoß anzusetzen, schien die Schätzungen des Generalstabes vollauf zu bestätigen. Nun zeigte sich auf einmal, daß der Feind in der Lage war, mit ganz bedeutenden Kräften zum Gegenangriffe überzugehen. Es blieb mir die Hoffnung, daß dies der einzige und letzte Gegenangriff des Feindes gewesen sei, nach dessen Auslaufen wieder die O.H.L. zu Wort kommen werde. Auch diese Hoffnung mußte ich zwei Wochen später zu Grabe tragen.

So kam ich in ziemlich trüber Stimmung wieder im Großen Hauptquartier am 6. August an. Aus meiner Ansicht über die Kriegslage machte ich meinem Vater gegenüber kein Hehl. Derselbe konnte mich insoweit beruhigen, als er mir erzählte, daß er, von schweren Sorgen erfüllt, nicht verfehlt habe, mit dem Kaiser Rücksprache zu nehmen, und daß er ihn für seinen Vorschlag gewonnen habe, den König von Spanien zur Ver-

mittlung des Friedens unter Mitteilung der deutschen Bedingungen anzugehen, sobald sich die militärische Lage einigermaßen gebessert habe. Im übrigen war die O.H.L. aufgefordert, sich in der nächsten Zeit in Spa einzufinden, eine offene Bilanz über das bisher Erreichte zu ziehen und sich darüber zu äußern, was möglicherweise noch zu erzielen war.

Was den Eindruck der Rückschläge an der Front auf die O.H.L. betrifft, so kennzeichnet er sich durch folgende Worte Ludendorffs, von denen mir der Kanzler berichtete: „Fünfmal habe ich während des ganzen Weltkrieges bisher die Truppen zurücknehmen müssen, um am Ende den Feind doch zu schlagen. Warum sollte mir das nicht auch ein sechstes Mal gelingen?"

Mein Vater hatte sich von dem Schwächenanfall glücklicherweise wieder völlig erholt, so daß meine Mutter imstande gewesen war, den Kaiser mit kleinem Gefolge einmal als ihren Gast zum Frühstück bei sich zu sehen. Es bereitete ihr Vergnügen, dem Kaiser, der von der Anwesenheit unserer bayrischen Köchin gehört hatte, eine einfache Mahlzeit vorzusetzen, deren Hauptbestandteile ein Kalbsbraten (für 200 Mark beim belgischen Fleischer erstanden!) und ein „Schmarrn" bildeten. Dem Kaiser hat, wie mir die Mutter erzählte, die bayrische Küche nicht schlecht gemundet, und sein Hofmarschall mußte sich eine Zeitlang allerlei Anspielungen auf das Frühstück beim Kanzler gefallen lassen.

Gleich in den ersten Tagen nach meiner Rückkunft ereignete sich das Unglück an der Front der 2. Armee, südlich Albert. Auch hier hatte der Tank, den der Gegner dank der ihm zur Verfügung stehenden Kriegsindustrie der ganzen Welt in Massen herstellen konnte, den großen Erfolg des Feindes herbeigeführt. Inwieweit auch andere Gründe, wie mangelnde Abwehrvorbereitungen oder ungenügende Verbindung der Führung mit der Truppe, mitgespielt haben, kann ich nicht

beurteilen. Die Schilderungen, die ich von dem Einbruch des Gegners an diesem Teile der Front und von den Zuständen dort erhielt, waren leider nicht dazu angetan, mein erschüttertes Vertrauen in einen glücklichen Ausgang des Krieges zu heben. Es gelang nun freilich auch hier, die Einbruchsstelle abzuriegeln und einen Durchbruch des Feindes zu verhindern, allein wieder hatte man nicht unbedeutendes Kriegsmaterial und eine große Anzahl von Gefangenen dem Gegner überlassen müssen. Wie sollte unter diesen Umständen der Moment für eine Friedensaktion kommen? Der Eindruck, daß der Feind über bedeutend mehr Kräfte verfügte, als nach den Berechnungen des Generalstabes anzunehmen gewesen war, verstärkte sich von Tag zu Tag.

Am 8. August waren die Erzherzöge Wilhelm und Albrecht Gäste des Kaisers in Spa. Der ältere, Erzherzog Wilhelm, stellte sich auch bei meinem Vater im Laufe des Vormittags ein, bei welcher Gelegenheit ich seine Bekanntschaft machte. Er interessierte sich für die Ukraine, und ich glaube, daß seine Ambitionen dahin gingen, dereinst Beherrscher dieses reichen Landes zu werden. Trotz seiner Jugend hatte er ein gereiftes, freilich auch etwas selbstbewußtes Wesen. Bei der am gleichen Tage stattfindenden Hoftafel lernte ich auch seinen Vetter Albrecht kennen, der im Gegensatz zu dem älteren deutsche Uniform trug und ein frischer, aufgeweckter, dabei bescheidener junger Mann war, dessen soldatische Eigenschaften allseits gerühmt wurden.

Am 12. August erschien Exzellenz Dr. Helfferich im Großen Hauptquartier. Er war, wie bekannt, als Nachfolger des ermordeten Grafen Mirbach nach Moskau gegangen, wozu er sich freiwillig erboten hatte. Lange war seines Bleibens dort nicht gewesen. Als die Verhältnisse in Moskau immer unsicherer wurden, hatte er die Gesandtschaft aus dem Innern Rußlands nach Pleskau verlegt und war selbst nach Spa gekommen, um Kaiser und Kanzler darüber Bericht zu er-

ſtatten. Meinem Vater fiel die wenig angenehme Aufgabe zu, Herrn Dr. Helfferich mitzuteilen, daß ſeine Rückkehr auf den Geſandtſchaftspoſten nicht mehr gewünſcht wurde. Herr v. Hintze, der ſich wohl tieferer Kenntniſſe der ruſſiſchen Verhältniſſe rühmen konnte, ſprach ſich entſchieden gegen dieſelbe aus. Herr Dr. Helfferich übernahm infolgedeſſen wieder ſeine frühere Tätigkeit, die wirtſchaftlichen Vorbereitungen für den Frieden, die ihm ſchon mit dem Amtsantritte meines Vaters übertragen worden waren.

Tags vorher hatte ſich der Kronprinz Boris von Bulgarien in Spa eingefunden und die Teeſtunde bei uns zugebracht. Er gefiel mir ſehr gut, und ich glaube, es wäre unrecht, an ſeiner deutſchfreundlichen Geſinnung zu zweifeln. Die Verhältniſſe in ſeinem Lande, in denen ſeit dem Sturze Radoſlawows und dem Amtsantritt Malinows das Gold der Entente ungehindert rollte, waren eben ſtärker als er.

Vom 12. bis 14. Auguſt fanden im Generalſtabsgebäude zu Spa die Verhandlungen mit der O.H.L. ſtatt, von denen in dem ſchon früher erwähnten Artikel des Herrn Mühling im „Tag" die Rede geweſen iſt und von denen behauptet wurde, daß in denſelben die O.H.L. „mit dem größten Ernſte den Kanzler aufforderte, an den Friedensſchluß zu denken". Ich habe den Verhandlungen nicht beigewohnt, ſie fanden im engſten Kreiſe: Kaiſer, Kanzler, Hindenburg mit Ludendorff und Herr v. Hintze, ſtatt, nicht einmal Herr v. Radowitz, der Unterſtaatsſekretär meines Vaters, war zugezogen.

Das hindert nicht, daß mir mein Vater während derſelben und nach ihrem Abſchluß von ihrem Fortgang und ihrem Ergebnis berichtete, ſo daß ich wohl in der Lage bin, die Behauptung Herrn Mühlings als unrichtig zu bezeichnen.

Der Fall lag umgekehrt. Nicht die O.H.L. richtete eine ernſte Aufforderung an meinen Vater, ſondern dieſer ließ ſich über die militäriſche Lage unterrichten und verlangte ſodann von der O.H.L. freie Hand, in dem ihm geeignet

erscheinenden Moment Schritte für die Herbeiführung des Friedens tun zu können. Ich habe schon weiter oben berichtet, daß mein Vater in demselben Sinne bereits vor dem 12. August mit dem Kaiser gesprochen hatte. Damals wurde an die Vermittlung des Königs von Spanien gedacht. Bei den Besprechungen mit der O.H.L. war der Kaiser von dem Gedanken der spanischen Vermittlung abgekommen und wollte nun durch die Königin von Holland der Entente die deutschen Friedensbedingungen mitteilen lassen.

Die O.H.L. erklärte sich mit dem Wunsche des Kanzlers einverstanden. In meinen Aufzeichnungen jener Tage finde ich die Bemerkung, daß sich die O.H.L. offenbar nicht mehr viel von der Fortsetzung des Krieges verspricht. Das Eingeständnis des verlorenen Krieges hat sie in den Besprechungen mit dem Kaiser und meinem Vater nicht gemacht. Die Kriegslage spiegelte sich dem Kanzler vielmehr nach den erhaltenen Auskünften derart wider, daß er zwar die Weiterführung des Krieges für zwecklos halten mußte, daß er es aber für unerläßlich ansah, das Abflauen und das endliche Stillstehen der feindlichen Offensive abzuwarten. Denn es war einleuchtend, daß ein Friedensschritt gänzlich erfolglos bleiben mußte, solange der Gegner im Vorwärtsschreiten war und hoffen konnte, die deutschen Linien an einer Stelle vollkommen zu durchbrechen und damit eine Katastrophe für unsere Armeen herbeizuführen.

Die O.H.L. rechnete übrigens auch selbst damit, daß die fortgesetzten Angriffe dem Feinde derartige blutige Opfer kosten würden, daß der Augenblick des Stillstandes der Offensive nicht allzuferne sein werde. Und sie war überzeugt, einen Durchbruch des Gegners verhindern zu können; inwieweit die deutschen Reserven durch die heftigen Kämpfe dahingeschmolzen waren, blieb unausgesprochen.

Auch an dieser Stelle scheint die Bemerkung nicht unangebracht, daß zum Friedenschließen noch immer zwei Parteien

gehört haben. Während der Amtstätigkeit meines Vaters aber hat der Friedenswille nur auf deutscher Seite bestanden. Ihn in den Augusttagen 1918, an denen die ganze deutsche Front ins Wanken gekommen war und auf der Feindesseite unausgesetzt Siegesfanfaren geblasen wurden, in denen die dort so oft wiederholten Worte „Nous les aurons“ in Erfüllung zu gehen schienen, durch einen erneuten Friedensschritt zu bekunden, hätte nichts anderes geheißen, als sich der ganzen Welt als geschlagen zu bekennen. Wenn sich nun General Ludendorff, wie er Ende Februar 1919 einem Vertreter der Telegraphenunion gegenüber erklärt hat, von Mitte August 1918 ab „mit der gleichen Kraft, die bisher den Vernichtungswillen des Feindes brechen wollte, zur Erlangung des Friedens einsetzte“, so scheint er mir den Termin zu solcher Kraftanstrengung verfehlt zu haben; er war entweder zu spät oder zu früh gewählt.

Mit großem Interesse habe ich während der Drucklegung meiner Erinnerungen die Artikelserie gelesen, die Herr v. Hintze in der „Vossischen Zeitung“ vom 11., 12. und 13. September d. Js. unter der Überschrift „Das Waffenstillstandsangebot“ veröffentlicht hat. Sie bildet für mich eine vollständige Bestätigung dessen, was ich — lange vor ihrem Erscheinen — in vorstehendem niedergelegt hatte.

Ganz besonders wertvoll ist es mir, von dem damaligen Staatssekretär des Äußern zu hören, daß auch er durch die Besprechungen mit der O.H.L. am 13. und 14. August 1918 in keiner Weise den Eindruck gewinnen konnte, daß die O.H.L. selbst es sei, die eine sofortige offizielle Friedensdemarche wünsche. Die Auffassung des Herrn v. Hintze über die Kriegslage ist genau dieselbe gewesen wie diejenige meines Vaters, die ich oben wiedergegeben habe. Aus ihr erhellt aber auch ohne weiteres der Standpunkt des Kanzlers, mit einer Friedensdemarche den psychologisch richtigen Augenblick abwarten zu wollen.

Am 13. August waren der Feldmarschall und General Ludendorff unsere Gäste zum Frühstück. Da in Gegenwart der Damen von Politik nicht gesprochen wurde, verlief die Einladung in der üblichen Form; Hindenburg war derselbe liebenswürdige Gesellschafter wie immer, Ludendorff schien mir stiller als gewöhnlich zu sein.

Am Nachmittage des 15. August traf Kaiser Karl von Österreich mit großem Gefolge in Spa ein. Er blieb nur bis in die Mittagsstunden des folgenden Tages. Mein Vater erzählte mir nachher, daß er gegen den zähen Grafen Burian sehr abweisend gewesen sei und demselben ziemlich offen zu erkennen gab, daß er eine Fortsetzung der fruchtlosen Besprechungen über die polnische Frage nicht wünsche. Die austropolnische Lösung, die für Deutschland aus den bekannten Gründen unannehmbar war, zu diskutieren, hatte keinen Zweck; der Thronkandidatur des Erzherzogs Stephan für die polnische Krone stand deutscherseits nichts im Wege. Der Besuch des österreichischen Kaisers brachte daher keinerlei politische Ergebnisse, meinem Vater dagegen die Überzeugung, daß es den Beziehungen der beiden Kaiserreiche zueinander zuträglicher wäre, wenn für die Person des Grafen Burian bald ein Nachfolger gefunden würde.

In der Frühe des 17. August machten mein Vater, Herr v. Radowitz und ich uns auf die Reise zum Besuche der Großherzogin von Luxemburg. Dieser trug keinen politischen Charakter, er entsprang nur dem Wunsche meines Vaters, der Großherzogin, die stets in freundschaftlichen Beziehungen zu dem bayrischen Königshause stand, eine Höflichkeit zu erweisen. Die bevorstehende Verlobung des bayrischen Kronprinzen mit der Schwester der Großherzogin war uns damals noch nicht bekannt, und von seiten der Großherzogin wurde derselben auch mit keinem Worte Erwähnung getan.

Die Fahrt über das Hohe Venn und durch das von den Ausläufern der Ardennen eingeschlossene romantische Tal der

Salme an die luxemburgische Grenze und von da bergab zwischen buchenbewaldeten Höhen bis an die Station Berg bei Colmar war bei dem klaren Sommerwetter besonders schön und reizvoll. In Berg erwarteten uns die Wagen der Großherzogin, und ich freute mich, im Zeitalter der Maschinen und des Automobils wieder einmal gute Pferdegespanne und gut gefahrene Wagen zu sehen. In rascher Fahrt ging es auf das Schloß. Dasselbe ist ein ziemlich umfangreicher moderner Bau, dem leider jedes Stilgefühl fehlt. Doch weist es ganz hübsche Innenräume auf; das Schönste sind die wohlgepflegten Parkanlagen, die das Gebäude umgeben.

Die Großherzogin, die mit kleinem Gefolge allein in Berg weilte, während sich ihre Schwestern in Bayern zum Besuch der Herzogin Karl Theodor befanden, empfing uns bald in einem ihrer Salons und zog nach der allgemeinen Vorstellung meinen Vater in ein ziemlich langes Gespräch. Um 1½ Uhr war einfache Hoftafel, und gegen 4 Uhr mußten wir uns wieder auf die Heimreise machen.

Kleine Ursachen haben manchmal große Wirkungen. Nicht allzulange nach dem Besuch meines Vaters in Berg wurde der luxemburgische Staatsminister über den Grund desselben in der Kammer interpelliert; die französisch gesinnten Abgeordneten waren der Ansicht, daß sich dieser nicht mit der Neutralität Luxemburgs vereinbaren lasse, und der infolgedessen ausbrechenden Kabinettskrisis fiel der Staatsminister zum Opfer. Ich glaube, mein Vater würde den Besuch in Berg unterlassen haben, wenn er die mögliche Wirkung desselben vorausgesehen hätte. Ich habe die Reise in freundlicher Erinnerung, weil sie für einen Tag wenigstens die Sorgen meines Vaters um die Zukunft Deutschlands bannte. Der Friede der Landschaft, die reizende Erscheinung der Großherzogin, der kleine Hof mit dem Zeremoniell einer Großmacht und die Lakaien in ihren himmelblauen Kniehosen versetzten mich wie im

Traume in Großvaters Zeiten zurück und ließen für den Augenblick trübe Gedanken verschwinden.

Am 18. August reiste der Kaiser unvermutet von Spa nach Homburg ab. Der Grund hierfür war die Erkrankung der Kaiserin, die dort einen Schlaganfall erlitten hatte. Der Kaiser war sehr besorgt, da die ersten Nachrichten wenig günstig lauteten. Doch konnte er uns am folgenden Tage in einem sehr freundlich gehaltenen Telegramm mitteilen, daß sich das Befinden der Kaiserin gebessert habe und eine ernstere Gefahr für das Leben derselben nicht bestehe.

Der 19. August brachte den Besuch zweier hochkonservativer Herren, der Grafen Y. und B., mit denen der Kanzler über die Aussichten der Wahlreform sprechen wollte. Sie blieben nur kurze Zeit, da mein Vater die Hoffnung, sie zu seiner Auffassung über die Reform zu bekehren, schon in den ersten Minuten ihrer Anwesenheit fallen lassen mußte. Die Herren hielten trotz des Ernstes der Lage an ihren ostelbischen Grundsätzen fest und verharrten auf dem Standpunkte des bekannten Verses: „Und der König absolut, wenn er unsern Willen tut.“ Der Kanzler fand infolgedessen ihr Kommen höchst unnötig.

Die Wochen in Spa liefen mit den Winden um die Wette, die, ein Zeichen, daß der Sommer im Sterben lag, des Nachts oft um unser hochgelegenes Schloß wehten und den schon rötlich schimmernden Waldungen die ersten müden Blätter entrissen. An der Front lag deutsche Tapferkeit in wilde Angriffswellen der Feinde verstrickt, die immer und immer wieder gegen die lebenden Mauern heranbrandeten und keine Ruhe zu finden schienen. Die Änderung der militärischen Lage trug dazu bei, daß die Stimmung in der Heimat umschlug. Schon wuchs der Kreis der heimlichen Besserwisser, derjenigen, die an den Fehlern der O.H.L. ebenso schonungslose Kritik übten wie an den „Unterlassungssünden“ der Reichsleitung.

Davon konnte uns Herr v. Payer berichten, der am 23. August in Spa eintraf und der sich in sehr gedrückter Stimmung befand. Er betonte wiederholt die Notwendigkeit eines baldigen Friedensschlusses und war erleichtert, zu erfahren, daß er sich hierin in keinem Gegensatze zu meinem Vater befand, der allerdings den gegenwärtigen Augenblick nicht für geeignet hielt; denn jetzt hieß es für diesen den Kopf oben zu behalten, die „Ohren steif zu machen", sollte Deutschland vor einem Schmachfrieden bewahrt bleiben. Herr v. Payer verweilte zwei Tage in Spa und fuhr darauf nach Avesnes in das Quartier der O.H.L., um sich über die Kriegslage des genaueren zu unterrichten. Die Auskunft, die er dort erhalten hat, beruhigte ihn ersichtlich, denn vor seiner Abreise nach Berlin ließ er sich nochmals bei uns sehen, und ich konnte eine wesentliche Besserung in seiner Stimmung feststellen. Er hat dann einen Urlaub in die engere Heimat angetreten und an der mittlerweile in Szene gesetzten politischen Aufklärungspropaganda durch eine Rede aktiven Anteil genommen, in der er den Standpunkt der deutschen Regierung zur belgischen Frage besprach und außerdem auch der Wahlrechtsangelegenheit einige Worte widmete, die von dem preußischen Herrenhause ganz zu Unrecht übelgenommen wurden.

Unser Aufenthalt im Großen Hauptquartier ging allmählich seinem Ende entgegen; mein Vater wollte vom Monat September ab wieder in Berlin sein. Die letzten Tage in Spa verliefen ruhig und ohne besondere Vorkommnisse.

Wenn ich heute auf die Zeiten der politischen und militärischen Hochspannung in Spa zurückblicke, kann ich nicht unterlassen, kurz einer Reihe von Persönlichkeiten zu gedenken, die ich in diesen Wochen kennen gelernt habe, und die alle in dem großen Räderwerke der Kriegsmaschine an irgendeiner Stelle tätig waren. Zu diesen gehörten die Militärbevollmächtigten nicht nur der größeren deutschen Bundesstaaten, sondern auch

der mit Deutschland verbündeten Mächte. Da war der k. u. k. Feldmarschall-Leutnant Frhr. v. Klepsch, ein feiner, liebenswürdiger Offizier mit dem gewinnenden Auftreten des österreichischen Edelmannes; der stille, bescheidene, ein wenig zurückhaltende, aber immer höfliche Zeki Pascha, dem man es nicht ansah, mit welcher Bravour er im Balkankriege gegen die Bulgaren gekämpft und mit welcher Rücksichtslosigkeit er einmal als Führer gegen Offiziere der eigenen Armee vorgegangen war; da war General Gantschew, der Bulgare, der immer in bester Laune schien, von dem man aber nie genau wußte, was er sich eigentlich im stillen dachte, und von dem ich das Gefühl hegte, daß er es „faustdick hinter den Ohren hatte". Da waren ferner die Herren des Militärkabinetts, die bei dem ständigen Wechsel der Führer und Truppenkommandeure an der Front gewiß keine leichte und angenehme Arbeit hatten. Nicht vergessen möchte ich den Oberstabsarzt im Großen Hauptquartier, der sich mit großer Gewissenhaftigkeit jeden zweiten Tag bei uns im Schlosse einfand, um nach dem Gesundheitszustand meines Vaters zu sehen, und den katholischen Feldgeistlichen Professor Dr. Berg, der an den Sonntagen einen erbaulichen Gottesdienst in der Pfarrkirche von Spa abhielt, der von den Belgiern ängstlich gemieden wurde. Alle die Genannten führte von Zeit zu Zeit der Dienst oder die Höflichkeit in unser Haus, wo sie dann meist an unserem einfachen Frühstück teilnahmen.

Täglich um die Mittagsstunde fuhr ich in das Generalstabsgebäude in Spa. Es versammelten sich hier die sämtlichen Bevollmächtigten, um fortlaufend über die Ereignisse an den Fronten unterrichtet zu werden. Der eigentliche Vortrag war meist sehr knapp; er enthielt die Geschehnisse vom Tage vorher, manchmal auch von den ersten Morgenstunden desselben Tages. An Hand der Karten wurden die Angriffsstellen, die eigenen und die feindlichen Linien erklärt. Der Vortrag hat mich selten befriedigt. Einen wirklichen Einblick

in die Lage an den Kampffronten zu gewinnen, war nicht möglich. Verluste wurden nur im allgemeinen angegeben. Es mag sein, daß bei der Anwesenheit der Bevollmächtigten der verbündeten Mächte mit Absicht eine gewisse Zurückhaltung geübt wurde. Die Ziele der O.H.L. während des Fortschreitens unserer Offensive wurden jedenfalls ebensowenig enthüllt wie der tatsächliche Zustand, der moralische Wert unserer Truppen in den harten Verteidigungskämpfen der späteren Periode.

Interessanter waren die Einzelheiten, die man am Schlusse des eigentlichen Vortrages erfragen konnte. Von sämtlichen Truppen auf allen Fronten war täglich bekannt, ob sie eingesetzt, ob sie in Ruhe, oder ob sie auf Transport sich befanden. So konnte ich jeden Tag feststellen, wo sich z. B. mein Regiment aufhielt, das bis zur Beendigung des Krieges nach dem Kaukasus, in die Gegend von Tiflis, verschlagen worden war.

Von diesem Vortrage abgesehen, kam ich wenig in die Stadt Spa hinunter. Der Dienst beim Kanzler fesselte mich fast den ganzen Tag an das Haus.

Mein Vater hat sich in der frischen Höhenluft des Hohen Venn trotz der zahlreichen Besuche, Empfänge und Beratungen, von denen ich im vorstehenden erzählt habe, recht erholt. Waren es auch sicher keine Urlaubstage, die er in Spa verlebte, so war er doch nicht dergestalt mit Arbeit überlastet wie in der drückenden Atmosphäre von Berlin, wo er kaum die Zeit finden konnte, eine kleine Stunde in dem Garten des Reichskanzlerhauses zuzubringen.

Infolge der Lage unseres Schlosses waren wir dem militärischen Getriebe des Großen Hauptquartiers vollkommen entrückt, und auch dies wirkte wohltuend auf die Gesundheit meines Vaters. In den das Haus umgebenden Anlagen herrschte eine friedliche Stille, die zu kurzen Spaziergängen einlud. Auch die unmittelbare Umgebung des Schlosses war

ruhig. Neben demselben befand sich allerdings eine Scheinwerferanlage, um den Nachthimmel erleuchten zu können, wenn feindliche Flieger im Anzug gemeldet waren. Allein der Dienst der dorthin kommandierten Mannschaften war ein recht beschaulicher, sie beschäftigten sich meist mit ihrer Kaninchenzucht, die sie daselbst angelegt hatten, oder reinigten ihre nie benutzten Reflektoren.

Ebensowenig unterbrach die unweit von uns angelegte Telefunkenstation, die eine ziemlich große Anzahl Mannschaften in Anspruch nahm, die Stille der Landschaft. Sie war nur zum Empfang der Wellentelegramme ausgerüstet und hatte keine lärmverursachenden Sendeapparate.

Während ich in der Frühe mein Pferd bestieg, um mit dem Oberst v. Winterfeldt und Herrn v. Radowitz einen kleinen Morgenritt zu machen, war mein Vater meist schon tätig und arbeitete 1—1½ Stunden an seinen Lebenserinnerungen, an denen er bis kurz vor seinem Tode geschrieben hat. Noch vor 10 Uhr begann er die amtliche Tätigkeit, die mit Unterbrechungen bis etwa 5½ Uhr nachmittags andauerte, wenn nicht ein Vortrag beim Kaiser oder Besprechungen der verschiedensten Art die Arbeitszeit erheblich verlängerten. War mein Vater aber um diese Zeit frei, so bestiegen wir das Automobil zu einer etwa zwei- bis zweieinhalbstündigen Fahrt durch das belgische Land. Diese Fahrten, vom Arzte empfohlen, haben meinem Vater immer sehr viel Freude bereitet. Wir fuhren über das öde Hochmoor des Hohen Venn in das schöne Tal der Amblève und der Salme; wir besuchten das reizende Grenzstädtchen Malmedy, das seinen mittelalterlichen Frieden auch in der Kriegszeit bewahrt hatte. Ein andermal versuchten wir, über das Hohe Venn auf einem direkten Weg nach Montjoie zu gelangen, mußten jedoch auf der Höhe mitten im Walde Halt machen und umkehren, weil der Weg für das Automobil unfahrbar wurde. Wir gelangten an diesem Tage nach mancherlei

Schwierigkeiten mit den immer wieder geflickten Gummireifen nach Eupen und fuhren von dort aus über Verviers nach Hause. Die Fahrt nach Montjoie wurde dafür an einem der nächsten Tage ausgeführt, und es hat sich gelohnt, die kleine Stadt kennen zu lernen, die, in eine enge Schlucht eingebaut, von ferne gar nicht sichtbar ist und ein halb unterirdisches, aber unendlich friedliches Dasein führt. Einer der letzten Ausflüge brachte uns nach dem belgischen Dorfe Remouchamps, wo eine Tropfsteinhöhle zur Besichtigung offen stand. Vater und Mutter wollten sich anfangs den Gang durch dieselbe nicht nehmen lassen, doch standen sie im letzten Augenblicke davon ab und fuhren die schöne Straße in das Amblèvetal weiter, derweilen meine Schwester und ich uns der Führung eines Belgiers anvertrauten und die zweistündige Wanderung in der sehr sehenswerten Höhle mitmachten. Wir waren froh, daß die Eltern sich uns nicht angeschlossen hatten, denn die Begehung des unterirdischen Labyrinthes erwies sich als reichlich mühevoll bei der mangelhaften Beleuchtung.

Das belgische Grenzland, das wir auf diesen Fahrten kennen lernten, hat viele landschaftliche Reize. Vom Kriege fast unberührt, schien das Leben der Bevölkerung durch die in jedem Dorfe liegende kleine Besatzungstruppe nicht gestört zu sein. Die Einwohner legten überall eine anständige Haltung an den Tag.

Ich kann die Erinnerungen an den Aufenthalt im Großen Hauptquartier nicht abschließen, ohne noch von einem der letzten Abende zu berichten, den ich in der Speiseanstalt des Generalstabes zubrachte. Dorthin hatte mich der stellvertretende bayrische Militärbevollmächtigte eingeladen, und ich traf an dem Bayerntische auch einen jungen Kameraden, mit dessen Eltern wir schon seit einer Reihe von Jahren befreundet waren und der nach seiner dreijährigen Betätigung an der Front schließlich im Großen Hauptquartier gelandet und hier in die Abteilung „Fremde Heere" versetzt worden war. Nach Tische

fand eine ziemlich uninteressante Filmvorstellung statt, während deren sich der junge Offizier zu mir setzte und anfing, mir sein Herz auszuschütten. Er erzählte mir, wie man in seiner Abteilung schon seit langem wisse, daß der Feind über viel mehr Reserven verfüge, als in der Öffentlichkeit im allgemeinen bekannt sei. Wie man darüber unterrichtet sei, daß der Gegner eine derart gewaltige Menge von Tanks besitze, daß es ihm vollständig gleichgültig sei, wenn wir in einem Tage ein paar Hunderte dieser Ungetüme erledigten. Unter dem Eindruck des Ernstes, in dem er zu mir sprach, fragte ich ihn, ob denn die Abteilung „Fremde Heere" das alles nur für sich behalte, sie gebe doch jedenfalls ihre Nachrichten an die Operationsabteilung weiter. „Natürlich geschieht das", erhielt ich zur Antwort, „aber das ist es ja gerade, schon seit Wochen melden wir diese Dinge, aber die Operationsabteilung glaubt uns nicht." Herr v. X. machte seinem Kummer noch weiter Luft, indem er mir erzählte, die deutschen Linien würden nunmehr bis auf die „Hindenburglinie" zurückgenommen, wo es zum definitiven Halt kommen solle. „Aber ob wir uns dort werden halten können? Ich möchte es nicht mit Bestimmtheit behaupten."

Andern Tages habe ich nicht verfehlt, beim gemeinsamen Frühstück von dem mir Erzählten zu berichten. Leider hat meine Mitteilung auf den anwesenden Vertreter der O.H.L. beim Kanzler keinen Eindruck gemacht.

Der junge Offizier hat nur allzusehr recht behalten.

Als ich nach vier Wochen das Große Hauptquartier wieder betrat, war vieles anders geworden.

Achtes Kapitel.

Herbst.

Seit der Frühe des 29. August waren wir wieder in Berlin. Hier häuften sich die Sorgen vom ersten Tage an. Am 30. August erschien der österreichische Botschafter in Berlin, Prinz Hohenlohe, bei meinem Vater und machte ihm die peinliche Eröffnung, daß Graf Burian zu dem plötzlichen Entschlusse gekommen sei, in der Frage der Beendigung des Krieges eigenmächtig vorzugehen. Er wolle zu einer Konferenz einladen, die der Einleitung von Friedensverhandlungen dienen solle. Mein Vater war über diesen Schritt sehr befremdet. Dem Geiste des in Spa erneuerten Bündnisses entsprach er entschieden nicht. Das einseitige Vorgehen Österreichs mußte aber auch erfolglos bleiben, sogar schädlich wirken, da die deutschen Armeen die Rückzugsbewegungen noch nicht abgeschlossen hatten; der Moment, sich an solchem Friedensschritte zu beteiligen, wäre für Deutschland sehr unglücklich gewählt gewesen. Mein Vater verhehlte daher dem Prinzen Hohenlohe nicht, daß er die Absicht des Grafen Burian für unausführbar halte, und bat ihn dringend, das Seine zu tun, um sie zu verhindern. Prinz Hohenlohe war ganz der Meinung des Kanzlers, bezweifelte aber, ob es bei dem bekannten Charakter des Grafen Burian gelingen werde, ihn umzustimmen.

Die weiteren Vorgänge bis zum Erscheinen der österreichischen Friedensnote mögen vorgreifend gleich an dieser Stelle Erwähnung finden. Herr v. Hintze, den mein Vater nach Wien entsandt hatte, um sich über die Lage dort unter-

richten zu lassen, kehrte am 6. September mit wenig erfreulichen Nachrichten zurück. Er meldete meinem Vater, daß Kaiser Karl darauf bestehe, in nächster Zeit Frieden zu machen; der junge Monarch bekenne sich offen als geschlagen und gehe so weit, daß er das ganze Trentino an Italien abtreten wolle.

Nun hatte der aus einem kurzen Urlaub auf dem Umwege über Avesnes am 31. August nach Berlin zurückgekehrte Oberst v. Winterfeldt meinem Vater die Mitteilung gebracht, daß die O.H.L. für die nächsten Tage mit neuen und ausgedehnten Kämpfen an der Westfront rechne; daß es derselben den Anschein mache, als wolle die Entente mit allen Mitteln die militärische Entscheidung des Weltkrieges herbeiführen, und daß man im deutschen Generalstabe mit guter Zuversicht dem Entscheidungskampfe entgegensehe.

Diese Meldungen bestärkten die Reichsleitung in der Anschauung, daß der Augenblick für eine Friedensdemarche von Österreich sehr ungünstig gewählt sei. Einem späteren Vorgehen zur Herbeiführung von Friedensbesprechungen stand von deutscher Seite gewiß nichts im Wege, im Gegenteil, mein Vater wartete auf den Moment, um solche einzuleiten; zuerst aber mußte die Kriegslage ins Gleichgewicht gebracht, mußte auch die Entente zu der Überzeugung gelangt sein, daß der Krieg in diesem Jahre militärisch nicht mehr zu entscheiden sei.

Aus diesen Gründen erschien es notwendig, die österreichische Regierung von ihrem voreiligen Schritt abzuhalten. Der in diesem Sinne in Wien tätige General v. Cramon konnte auch vorübergehend berichten, daß er hoffe, mit seinen Bemühungen Erfolg zu haben. Schließlich sandte der Kaiser am letzten Tage selbst ein persönliches Telegramm an den österreichischen Kaiser und bat ihn auf das eindringlichste, von seinem Vorhaben abzustehen.

Es war vergebliche Liebesmühe. Am 15. September war die Note Burians in allen Blättern zu lesen. —

Ich kehre zu den letzten Augusttagen zurück. Am 31. feierte mein Vater die Vollendung seines 75. Lebensjahres. Wir begingen den Festtag im engen Familienkreise. Doch ließen es sich die in der Reichskanzlei tätigen Herren nicht nehmen, um $9^1/_2$ Uhr vormittags ihre Glückwünsche auszusprechen. Herr v. Radowitz hielt in ihrem Namen an meinen Vater eine sehr warm gehaltene Ansprache, die ein schönes Zeugnis dafür ablegte, mit welch treuer Anhänglichkeit er und die Beamten des Hauses zu ihrem Chef standen.

Um $12^1/_2$ Uhr erschienen die Vertreter der katholischen Studentenverbindungen und Vereine, denen mein Vater seit langen Jahren als Ehrenmitglied angehörte, und überreichten ihm eine ehrende Adresse. Mein Vater benutzte die Gelegenheit, um in seiner Antwort an die Erschienenen auf den Ernst der Zeit hinzuweisen, die auch von der akademischen Jugend besondere Hingabe an das Vaterland verlange. Des weiteren gedachte er der politischen Lage im Innern unter Hinweis auf die Kämpfe um das heißbegehrte allgemeine gleiche Wahlrecht und präzisierte aufs neue seine eigene Stellung zu demselben. Die Worte meines Vaters wurden der Presse zur Veröffentlichung übergeben und fanden allgemeinen Beifall.

Im übrigen haben wir den Tag in aller Stille gefeiert. Der Kaiser beschenkte den Kanzler mit der für solchen Anlaß vorgesehenen Onyxvase. Eine große Anzahl deutscher Bundesfürsten, Minister usw. sprachen ihre Glückwünsche telegraphisch aus.

Die Stimmung in der Heimat sank inzwischen immer mehr; auch an der Front war sie namentlich da, wo die Truppen nun schon seit Wochen schwere Rückzugskämpfe zu bestehen hatten, bedeutend schlechter geworden. Davon erzählte mir mein Schwager, der als Artilleriekommandeur im Westen stand und der für ein paar Tage zu dem in Berlin fortlaufend

stattfindenden Gaskurse gekommen war. Er besuchte uns am 3. September und machte aus seinen ernsten Sorgen um die Zukunft kein Hehl. Er kam gerade von den Kämpfen südlich Douai, bei denen die Engländer wiederum mit dem Masseneinsatz von Tanks große Erfolge erzielt hatten und in die Siegfriedstellung eingebrochen waren. Die Berichte über die Lage an diesem Frontteile klangen recht trüb, wenngleich mein Schwager zugab, daß es anderswo besser sein konnte. Den Mannschaften stellte er das beste Zeugnis aus.

Am 5. September traf der Hetman der Ukraine, Skoropadski, in Berlin mit großem Gefolge ein. Da er ständig unter der Gefahr eines Anschlages auf sein Leben stand, so wurde sein Eisenbahnzug mit starker deutscher Bedeckung gefahren. Ihm zu Ehren wurden am Abend des 5. September die Räume des Hauses geöffnet, in denen die Fürstin Bülow stets ihre Gäste empfing. Der Hetman hatte zuvor in kleinem Kreise bei uns gespeist.

Seine Persönlichkeit ist in Deutschland überall durch die veröffentlichten Abbildungen von ihm bekannt geworden. Er war nicht nur eine ausgezeichnete Erscheinung, sondern hatte auch das Benehmen des Mannes der großen Welt, der, wie man erzählte, über phantastische Reichtümer verfügte. Geboren zu Wiesbaden, verstand er das Deutsche nur mangelhaft und zog es vor, die Unterhaltung in dem jedem Russen so geläufigen Französisch zu führen. Mir schlug er bei Tische vor, in seine Dienste zu treten, um ihm bei der Aufstellung einer Armee behilflich zu sein. Er war noch im Jahre 1917 als Kommandeur der früheren russischen Gardekavallerie an der Front gestanden (er trug als einzige Auszeichnung das Georgskreuz), und ein sonderbarer Zufall wollte es, daß ich im Herbste 1917 mit meinem Regiment seinen Truppen gegenübergelegen war. In seiner unmittelbaren Umgebung hatte er einen Kaukasier, der als sein „Adjutant" galt und der ihn überallhin begleitete. Mir schien dieser „Adjutant" eher die persönliche

Schutz- und Leibwache zu sein, die über das Leben ihres Herrn wachte. Denn als er an dem Abend auch meiner Mutter vorgestellt wurde, erwies sich, daß er — von Deutsch nicht zu reden — weder Französisch noch auch Russisch sprach, dafür aber eine kaukasische Sprache, in der sich niemand der Anwesenden mit ihm unterhalten konnte.

Die Sorge für die Sicherheit des Hetmans nötigte uns diesen Abend wohl oder übel, den Eingang und die Gesellschaftsräume des Hauses von Detektivs bewachen zu lassen; es wäre wohl auch ohne solche nicht zu einem Attentat gekommen.

Der Hetman ist dann von Berlin zum Besuche des Kaisers nach Homburg gefahren, und ich habe ihn nicht wiedergesehen. Nun ist auch seine Herrlichkeit zu Ende. Zweifellos aber war er eine Persönlichkeit, imstande, der Ukraine eine geordnete Regierung zu geben, deren freundschaftliche Beziehungen zu Deutschland für dieses von großem Werte gewesen wären.

Am 8. September vormittags sprach die O.H.L. meinem Vater durch den Obersten v. Winterfeldt plötzlich den Wunsch aus, ihn im Großen Hauptquartier zu sehen. Der Kanzler, mit Arbeit in Berlin genug überlastet, war wohl auch der Ansicht, der Weg von Spa nach Berlin sei nicht weiter als der von Berlin nach Spa, und zog es vor, Herrn v. Hintze in seinem Auftrag nach dem Großen Hauptquartier zu schicken. Er ließ ihn jedoch nicht abreisen, ohne ihn zu ersuchen, sich möglichst eingehend über die militärische Lage zu unterrichten; zu diesem Ende hatte mich mein Vater beauftragt, eine Reihe notwendigster militärischer Fragen zusammenzustellen, um deren klare Beantwortung die O.H.L. gebeten werden sollte. Herr v. Hintze kam nach zwei Tagen wieder, meldete, daß die O.H.L. besorgt geworden sei und an die Reichsleitung das Ersuchen richte, baldigst an die Herbeiführung des Friedens zu denken. Die aufgestellten Fragen militärischer Natur waren

wie aus Nachstehendem ersichtlich beantwortet. Ich gebe die Fragen und die mit Bleistift von Herrn v. Hintze beigefügten Antworten der Reihenfolge nach wieder:

1. Wie viele kampfkräftige Divisionen stehen als Reserven hinter der Front zur Verfügung? — Antwort: Ändert sich jeden Tag; einige Divisionen aufgelöst zur Auffüllung der andern.

2. Lassen sich größere oder geringere Gegenstöße an strategisch wichtigen Punkten, in die der Gegner eingedrungen ist, mit Aussicht auf Erfolg durchführen? — Antwort: Größere Offensiven ausgeschlossen, Gegenstöße aber möglich.

3. Kann heute eine Linie angegeben werden, die unter allen Umständen, eventuell durch Gegenangriffe, gehalten wird? — Antwort: Grundgedanke, wir bleiben stehen, wo wir sind.

4. Wie steht es mit den Reserven an Kriegsmaterial (Geschützen, Munition, Qualität derselben)? Ist mit einer dauernden Unterlegenheit an Kriegsmaterial (Tanks) dem Feinde gegenüber zu rechnen? — Antwort: Tanks bauen wir kaum; sonst aber genügend Artillerie und Munition.

5. Wie ist die Verpflegung der Truppen? Wie wird sie sich in den kommenden Monaten gestalten? — Antwort: Wird besser werden. — Leidet der Kampfwert der Truppe unter unzureichender Verpflegung? — Antwort: Ja. — Wie steht es mit Bekleidung und Ausrüstung? — Antwort: Genügend. Es fehlen Kartoffeln.

6. Ist es möglich, von den im Osten stehenden Divisionen eine Anzahl nach dem Westen zu transportieren bzw. auszutauschen? — Antwort: Hängt davon ab, ob wir Ukraine halten müssen oder nicht. Die Armee braucht sie noch für Fleisch- und Pferdeversorgung. Waldow (der Staatssekretär des Kriegsernährungsamtes) braucht sie auch, daher: Ukraine muß noch besetzt bleiben.

7. Lage an der italienischen Front. Zustand der österreichischen Armee? — Antwort: Schlecht. — Ist mit italienischer Offensive zu rechnen? — Antwort: Nein.

8. Mazedonien. Wie viele deutsche Divisionen stehen dort? — Antwort: Eine halbe. — Wie ist die Kampfkraft der bulgarischen Armee heute zu bewerten? — Antwort: Jetzt besser. — Steht ein Angriff der Salonikiarmee bevor? — Antwort: Ja, ein kleiner.

Gleichzeitig mit Herrn v. Hintze war auch der Oberst v. Winterfeldt nach Spa abgereist. Mein Vater bat ihn, sich nicht nur dort aufzuhalten, sondern, was ihm wichtiger erschien, sich möglichst weit nach vorne an die Front zu begeben, um gerade an den Stellen, die der Schauplatz heftiger Kämpfe gewesen waren, seine Eindrücke zu sammeln. Herr v. Winterfeldt kam dem Wunsche meines Vaters gerne nach und brachte folgendes als Ergebnis seiner Frontreise nach Berlin mit:

Die Lage an der Front sei zufriedenstellend, die Stimmung und Haltung der Truppe ausgezeichnet. Jedenfalls stehe er nicht unter dem Eindruck, daß man an eine ernste Lage zu denken habe.

Auf Grund dieser beiden Berichte aus dem Großen Hauptquartier und von der Front behielt sich mein Vater den Zeitpunkt eines Friedensschrittes vor. Wie schon früher, so war er auch diesmal der ganz bestimmten Meinung, ein übereiltes Vorgehen im gegenwärtigen Augenblicke müsse für Deutschland unglücklich ausfallen. Seien die Kämpfe an der Front abgeschlossen, die Versuche des Feindes, die deutschen Linien zu durchbrechen und aufzurollen, gescheitert, dann könne an einen Friedensschritt gedacht werden, der einigen Erfolg verspreche.

Unterdessen aber war eine vorbereitende diplomatische Aktion eingeleitet. Die deutsche Regierung hatte sich im Verein mit

der österreichischen an die Königin von Holland gewandt mit dem Ansuchen, als Ort einer Friedenskonferenz den Haag zur Verfügung zu stellen. Die Königin der Niederlande hatte diesem Ersuchen gerne stattgegeben und in einer Note an Feinde und Neutrale ihre Bereitwilligkeit hierzu ausgesprochen. Die Note, die Ende September in der gesamten Presse veröffentlicht war, blieb jedoch ziemlich unbeachtet.

Von der Front kamen in diesen und den folgenden Tagen wieder bessere Nachrichten, auch die O.H.L. war zufrieden. Mein Vater empfing der Reihe nach eine Anzahl Parteiführer des Reichstages, darunter Herrn Ebert, der ruhig und verständig war. Noch beschäftigte sich die Presse nicht mit der Idee eines Kanzlerwechsels, nur das Berliner Tageblatt erwärmte sich auffallend für Herrn Dr. Solf, der in der „Deutschen Gesellschaft 1914" eine längere Rede gehalten hatte, die den Abschluß der schon von Spa aus eingeleiteten politischen Propaganda bilden sollte.

Dann las man am 15. September die Friedensnote Österreichs in den Blättern. Über ihre Entstehung, über die vergeblichen Bemühungen, zuletzt auch des Deutschen Kaisers, sie zu verhindern, habe ich oben erzählt. Sie wirkte in Berlin wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel. Die Aufregung stieg sofort aufs höchste. Schon in der Frühe dieses Tages — es war ein Sonntag — ließen die Parteiführer des Reichstages meinen Vater wissen, daß sie ihn baldigst zu sprechen wünschten. Sie wurden auf 11 Uhr vormittags geladen, erschienen zu zwölf und blieben bis 1¼ Uhr. Beigewohnt habe ich dieser Sitzung nicht, aber mein Vater erzählte mir bei Tische von derselben. Die Herren waren äußerst mißtrauisch, verlangten genaue Auskunft über Grund und Entstehung der Note und vergaßen in ihrer Erregung, daß sie weder zur Führung der österreichischen noch der deutschen Politik des Äußern berufen waren. Herr Scheidemann sprach von einer „Affenkomödie". Mein Vater blieb ruhig wie immer, ent-

hielt den Herren nichts vor und bemühte sich auch, ihnen verständlich zu machen, weshalb die deutsche Regierung diesen unheilvollen Sonderschritt Österreichs zu verhüten versucht und sich außerstand gesehen hatte, denselben schon bei seinem Entstehen mitzumachen. Am Ende beruhigten sich die Parteiführer ein wenig, nachdem sie die Stellungnahme der deutschen Regierung erfahren und die Versicherung erhalten hatten, daß einer Einberufung des Hauptausschusses nichts im Wege stehe. Die Regierung war jederzeit bereit, dort Rede und Antwort zu stehen. Sie war sich keinerlei Unterlassungssünden gegenüber den Volksvertretern bewußt.

Am 24. September trat der Hauptausschuß zusammen. Mein Vater hielt in demselben seine letzte Rede. Sie hätte wohl, vor einem andern Forum gesprochen, den allgemeinen Beifall der Zuhörer gefunden. Sie war maßvoll wie alle früheren und ging nach einleitenden Worten auf den Charakter des Krieges als eines Verteidigungskampfes ein. Mein Vater tat dies mit voller Absicht; er wollte noch einmal in aller Öffentlichkeit gesagt haben, wo er die Schuld an dem Weltbrande sah, er wollte das deutsche Volk in dem Glauben an seine gute Sache befestigen, die schmählichen Verleumdungs- und Verdunklungsabsichten der Feinde brandmarken. Darum kam er auch kurz auf den Einmarsch in Belgien zurück, der von der Gegenseite immer und immer wieder als räuberischer Einfall, als der Bruch feierlicher Verträge bezeichnet wurde.

Wie stets bei solchen Anlässen hatte mein Vater das Konzept seiner Rede dem Auswärtigen Amte zugehen lassen; besondere Wünsche desselben konnten auf diese Weise noch berücksichtigt werden. Als wir den Entwurf vom Amte zurückerhielten, fanden wir, daß ein Satz über Belgien geändert worden war. In der ursprünglichen Fassung des Kanzlers lautete er:

„Als wir in Belgien einrückten, haben wir das geschriebene Recht verletzt, *aber wir haben kein Unrecht begangen*,

denn wie für den einzelnen, so gibt es auch für die Staaten ein Recht der Selbstverteidigung und Notwehr."

Das Auswärtige Amt hatte die Worte nach „aber" gestrichen und statt dessen nach „aber" gesetzt:

„Es gibt wie für den einzelnen, so auch für die Staaten noch ein anderes Recht, das ist das Recht der Selbstverteidigung und Notwehr."

Mein Vater war über diese Korrektur so unwillig, daß er zornig auf den Boden stampfte. „Nein, das bleibt stehen, wie ich es gesagt habe", rief er aus.

Ich habe die Erregung meines Vaters sehr gut begriffen. Wenn man wie er und alle vaterländisch Gesinnten der felsenfesten Überzeugung war, daß Deutschland von seinen Feinden in einen Verteidigungskrieg auf Leben und Tod hineingezwungen worden war, dann war die Ausübung des Rechtes der Selbstverteidigung kein Unrecht, und eben das wollte mein Vater öffentlich aussprechen. Gerade er, der sich sein früheres Leben mit den Abstraktionen der Wissenschaft beschäftigt hatte, für den Recht und Unrecht keine veränderlichen Begriffe waren, wollte vor der Welt seine Überzeugung bekennen. Er hat auch immer die Worte Herrn v. Bethmanns in dessen Rede vom 4. August 1914, in der dieser von dem an Belgien begangenen Unrecht gesprochen, nicht nur für unglücklich, sondern für falsch gehalten. Die Ausübung des Selbstverteidigungsrechtes konnte für ihn kein Unrecht in sich einschließen. „Wie würden unsere Feinde an Bethmanns Stelle gesprochen, wie würden sie es verstanden haben, die ganze öffentliche Meinung der Welt für sich zu gewinnen, wenn sie sich in unserer Lage befunden hätten?" So hat sich mein Vater mehr als einmal geäußert.

Ich habe es daher auch bedauert, daß er am Ende die Korrektur des Auswärtigen Amtes gelten ließ. Die Wahrheit zu sagen, schien mir mehr wert als die Furcht der Diplomaten, Widerspruch hervorzurufen.

Im Verlauf seiner Rede sprach mein Vater von dem Haß des Feindes gegen die Mittelmächte, insbesondere gegen Deutschland, von der Roheit der Gesinnung, die ein Clémenceau in seinen Worten über dieses offenbarte; von dem Kriegstaumel Amerikas, das Humanität und Geschäft so gut zu verbinden wußte. Er erinnerte an seine Reden, in denen er Wilson auf die 14 Punkte geantwortet und den Gedanken an einen Völkerbund sympathisch begrüßt hatte, denen aber ein Widerhall aus Amerika nicht gefolgt sei.

Die Worte meines Vaters wurden mit achtungsvollem Schweigen angehört. Eine Wirkung derselben blieb aus. Sie verklangen, ohne ein Echo zu finden.

Der Hauptausschuß hatte anderes erwartet. Nachdem die Parteiführer am 15. September von meinem Vater über die Entstehung der Friedensnote Burians und über den Standpunkt der deutschen Regierung unterrichtet worden waren, sollte nach ihren Wünschen der Ausschuß zum Zwecke einer Aussprache über die auswärtige Politik zusammentreten. Als er sich dann versammelt hatte, hofften die Abgeordneten, Erklärungen des Kanzlers über die innere Politik zu hören. Einführung des parlamentarischen Regierungssystems, Aufhebung des Artikels 9 der Verfassung — darüber sollte die Reichsleitung sprechen. Die Fragen der auswärtigen Politik traten demgegenüber in den Hintergrund.

Ich habe dieses Verhalten der Volksvertreter immer bedauert. In allen andern Ländern, vorab den feindlichen, wäre es wohl unmöglich gewesen. Dort hätte man sich angesichts des Brandes, der um das eigene Haus tobte, im Innern desselben gesammelt, um zuerst gemeinsam das Feuer zu löschen, das Haus vor der Vernichtung durch die Flammen zu sichern. In Deutschland stritten sich die Hausbewohner um die innere Einrichtung ihres Hauses und vergaßen den Brand, der draußen tobte und der ihr Heim zu zerstören drohte.

Nach meinem Vater sprach Herr v. Hintze. Er war ausführlich, sachlich, seine Äußerungen über die Lage im Osten verrieten eine große Kenntnis der russischen Verhältnisse. Auch seine Rede interessierte nicht. Dagegen fanden die ausgezeichneten Darlegungen Herrn v. Payers viel Beifall. Er behandelte namentlich die östlichen Probleme mit viel Geschick.

Die folgende Rede des Vertreters des Kriegsministeriums befriedigte die Zuhörer wenig, obwohl sie eingehende Mitteilungen über die militärische Lage enthielt.

Andern Tages kamen die Parteiführer zu Wort. Als erster sprach Herr Gröber vom Zentrum. Seine Rede wurde mit einer gewissen Spannung erwartet. Sie wurde zur Sensation des Tages. Die Stellungnahme seiner Partei war ja für die Regierung außerordentlich wichtig. Nun fand zwar Herr Gröber im Eingang seiner Rede einige freundliche Worte für Kanzler und Regierung. Dann aber begann er eine Kritik der verschiedenen Maßnahmen derselben, die den Hauptteil seiner Ausführungen bildete. Wer am Schluß ein klares Bekenntnis erwartet hatte, daß das Zentrum geschlossen hinter der Regierung stehe, sah sich enttäuscht.

Nach Herrn Gröber sprach Herr Scheidemann. In der Form pointierter Höflichkeit, namentlich gegen die Person meines Vaters, ging er gegen die Maßnahmen der Regierung um so schärfer vor. Die sozialdemokratische Presse hatte Tags vorher sechs Bedingungen veröffentlicht, deren Annahme sie von der Regierung forderte — Bedingungen der inneren Politik. Man war gespannt, ob Herr Scheidemann sie in seiner Rede zu den seinen machen werde. Nichts dergleichen geschah, mit keinem Wort ging er auf dieselben ein. Damit entzog er meinem Vater die Gelegenheit zu einer sofortigen Replik.

Der letzte Redner des Tages war Herr Stresemann. Er sprach gewandt wie stets und ließ eine bevorstehende Kursänderung seiner Partei durchblicken.

Der Eindruck, den ich von der Stellungnahme der Parteiführer mit nach Hause nahm, war zunächst der, daß eine akute Krisis für die Regierung nicht bestand. Als ich jedoch am andern Morgen die Zeitungen zur Hand nahm, mußte ich mich vom Gegenteil überzeugen. Die Rede des Zentrumsabgeordneten Gröber hatte die Lage vollständig verändert. Ganz allgemein wurde sie wenigstens in der Presse — und sicher mit nicht mißzuverstehender Absicht — dahin kommentiert, daß das Zentrum dem Kanzler die Gefolgschaft verweigere. Nun hat zwar Herr Gröber am selben Tage meinen Vater aufgesucht und seinem lebhaften Bedauern darüber Ausdruck gegeben, daß seine Rede dergestalt in der Öffentlichkeit aufgefaßt worden sei. Ganz das Gegenteil habe er bewirken wollen; das Zentrum stehe nach wie vor hinter dem Kanzler. Das alles kam zu spät. Eine sehr geschickte Mache in den Berliner Zeitungen wußte das Publikum, die öffentliche Meinung davon zu überzeugen, daß die Freundschaft des Zentrums für den Kanzler geschwunden sei. Bereits ging man über denselben zur Tagesordnung über und stellte Betrachtungen über die Person des Nachfolgers an.

Es erscheint mir zweifelhaft, ob weite Kreise des Zentrums in Wirklichkeit die Absicht hatten, den Reichskanzler zu stürzen, der aus ihren Reihen hervorgegangen war. Bei einem Teil desselben hat sie wohl bestanden, bei der Mehrheit der Partei kaum. Der Eindruck für die Öffentlichkeit aber blieb bestehen, daß das Zentrum zum mindesten nicht mit der alten Anhänglichkeit zu dem Kanzler stand.

So trug die Rede Herrn Gröbers schließlich dazu bei, daß mein Vater wenige Tage später den Augenblick für gekommen hielt, den Kaiser um seine Entlassung zu bitten. Das wäre vielleicht tragisch zu nennen. Ich aber kann Herrn Gröber versichern, daß ich ihm nicht gram bin. Hat er doch meinem Vater eine Zeit der Aufregungen und Wirren erspart, die ihm

seine letzten Lebenstage allzu trüb und hoffnungslos gestaltet hätten.

Diejenigen meiner Leser, die den politischen Standpunkt meines Vaters nicht teilen, werden vielleicht fragen, weshalb dieser in seiner letzten Rede mit keinem Wort auf die Wünsche eines Teiles der Volksvertreter zu sprechen kam, die sich alles Heil von einer Verfassungsänderung, von der Parlamentarisierung versprachen.

Die Antwort ist einfach. In erster Linie wünschte mein Vater nicht dem Ausschuß Auskunft zu geben über Fragen der inneren Politik, wenn derselbe zusammengerufen wurde, um über Vorgänge der äußeren Politik und über diesbezügliche Maßnahmen der Regierung unterrichtet zu werden. Es war daher die Wahlrechtsfrage die einzige, die er als wichtige und dringliche innerpolitische Angelegenheit in seiner Rede erwähnte. Sodann aber stand er den Bestrebungen, die auf eine Verfassungsänderung hinzielten, grundsätzlich ablehnend gegenüber, er hätte über dieselben nur in negativem Sinne sprechen können. Endlich war er der ganz bestimmten Überzeugung, daß es ein Zeichen von Schwäche bedeute, wenn sich die Regierung deswegen, weil sich die Kriegslage geändert, weil sie ungünstiger geworden war, von dem linken Flügel der Volksvertretung Konzessionen abtrotzen ließ. Mit andern Worten, die Verquickung von innerer und äußerer Politik schien ihm unrichtig und unheilvoll.

So standen die Dinge, als am Tage nach den Reden der Parteiführer, am 26. September, der Zusammenbruch Bulgariens bekannt wurde. Für die überreizten Nerven Berlins mehr, als dieses ertragen konnte. Der Hauptausschuß verlangte aufs neue Erklärung über Erklärung.

Wie erinnerlich, hatte die O.H.L. mit einem „kleinen" Angriff der Salonikiarmee gegen die Bulgaren gerechnet. Es war auch tatsächlich keine Offensive im großen Stil. Aber die Bulgaren rissen aus wie Schafleder, und daran hatte die O.H.L. nicht gedacht.

Man hat in der Öffentlichkeit sofort die Frage aufgeworfen, wie es möglich war, daß man auf deutscher Seite über die wahren Zustände in Bulgarien und in der bulgarischen Armee so mangelhaft unterrichtet war. Wie alle Gesandtschaftsberichte, so habe ich auch diejenigen des deutschen Gesandten in Sofia, des Grafen Oberndorff, in der Hand gehabt und meinem Vater vorgelesen. In denselben fand sich nun wohl mehr als ein Hinweis darauf, daß seit dem Abgang von Radoslawow die ententefreundliche Stimmung in Bulgarien im Wachsen begriffen sei. Von einer Unzuverlässigkeit der Truppen aber war wenig die Rede. Ob der deutsche Militärbevollmächtigte in Sofia hierüber Näheres an die O.H.L. gemeldet hat, weiß ich nicht.

Nicht uninteressant dürfte es vielleicht sein, daß der König der Bulgaren, der im September in Bad Nauheim zur Kur weilte, noch kurz vor dem bulgarischen Niederbruch den Deutschen Kaiser in Homburg besucht hatte, und daß er — so erzählte der Kaiser meinem Vater selbst — in einer Kirche vor den Hauptaltar getreten war und ihm einen feierlichen Treueid geschworen hatte.

Die O.H.L. hat auf die ersten Meldungen von dem Zurückweichen der Bulgaren sofort fünf deutsche Divisionen, darunter das deutsche Alpenkorps, vom Westen nach Mazedonien abrollen lassen. Ich bin kein Kriegsakademiker, aber meinem Laienverstand hat diese Maßnahme nicht eingeleuchtet. Der Feind suchte die militärische Entscheidung auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Dort hatten wir fortgesetzt die heftigsten Angriffe zu bestehen, dort benötigten wir alles, was an deutschen Truppen zur Verfügung stand. Mazedonien war in diesem Augenblick ein Nebenkriegsschauplatz. Und dorthin wurden fünf unserer besten Divisionen in Marsch gesetzt, die überdies zu spät kommen mußten — und zu spät kamen.

Die Ereignisse in Bulgarien spitzten die schon gespannte Lage im Innern sehr zu. Sie schlugen, wie man gemeiniglich zu

sagen pflegt, dem Fasse den Boden aus. Hatte schon das Erscheinen der österreichischen Friedensnote das Mißtrauen eines großen Teiles des Parlamentes gegen die Reichsregierung erweckt, so war es nun nicht mehr zu steigern. Diese Regierung taugte entschieden nichts mehr! Wenn aber eine neue Regierung kam, so konnte das nur mehr eine parlamentarische sein! Also fort mit all dem, was Bismarck geschaffen („der sich die Verfassung ja nur auf seinen eigenen Leib zurechtgeschnitten hatte", wie man jetzt überall hörte!), fort mit dem Artikel 9 der Verfassung! Nur eine Regierung, auf breitester Basis gebildet und von dem Vertrauen des Volkes getragen — sie konnte Deutschland noch retten!

Meinem Vater war die Lage natürlich vollständig klar. Da er es aber für unheilvoll für die Zukunft des Reiches hielt, den Wünschen eines Teiles der Volksvertreter ohne weiteres nachzugeben, von dem er bezweifelte, ob er die Majorität besaß, so dachte er an einen offenen Kampf im Reichstage, den er gegen diejenigen auszufechten beabsichtigte, die einen Antrag auf die Aufhebung des Artikels 9 der Verfassung einbringen wollten. Nach den vertraulichen Erklärungen des Herrn Gröber glaubte er sich der Gefolgschaft des Zentrums auch dann sicher, wenn er zu dem Entschluß kommen würde, die Regierung mit der bisherigen Mehrheit aufzugeben und entweder mit einer wechselnden Mehrheit oder mit einer solchen nach rechts zu regieren. Was die letztere betraf, so stand sie allerdings, nach dem Verhalten der Konservativen zu schließen, auf unsichern Füßen. Und auch die Anhänglichkeit des Zentrums an seinen Kanzler schien, mir wenigstens, keine absolute.

Es war infolgedessen der Fall sehr wohl denkbar, daß der Antrag auf Aufhebung des Artikels 9 vom Reichstage angenommen werden würde. Dann hatte die Gesetzesvorlage an den Bundesrat zu gehen; dieser aber, so rechnete mein Vater, würde dem Antrag die Zustimmung verweigern. Die

preußischen Stimmen würden ja von ihm als preußischem Ministerpräsidenten instruiert, Bayern und Sachsen auf alle Fälle gegen die Vorlage stimmen. Der Kampf um die Aufhebung des Artikels 9 schien meinem Vater daher für die Antragsteller aussichtslos zu sein. Warum es also nicht auf den Kampf ankommen lassen? Der föderative Charakter des Reiches, den zu wahren meines Vaters ganzes Bestreben immer gewesen, war einen solchen offenen Kampf wohl wert.

So standen die Dinge, als am 28. September in der Frühe Oberst v. Winterfeldt sich bei meinem Vater melden ließ und ihm mitteilte, daß die O.H.L. zu der Ansicht gekommen sei, daß eine Umbildung der Regierung oder ein Ausbau derselben auf breiterer Basis notwendig geworden sei. Mein Vater kam sofort, nachdem Oberst v. Winterfeldt sein Zimmer verlassen hatte, zu mir herein und berichtete mir den plötzlichen Wechsel in der politischen Anschauung der O.H.L.[1]

Es überraschte mich natürlich sehr, von ihm zu hören, daß sich die O.H.L. von einem Tage zum andern auf den Boden des Parlamentarismus stellte, dessen Anhänger sie vordem nie gewesen war.

Nun stand es meinem Vater außer Zweifel, daß dieser politische Gesinnungswechsel der O.H.L. entscheidend für ihn selbst sein werde. Er hatte sich daher schon im Gespräche mit dem Obersten v. Winterfeldt entschlossen, noch am gleichen Tage nach Spa zu reisen. Herr v. Hintze, der wenige Augenblicke danach bei meinem Vater erschien und der sich in den letzten Tagen sehr pessimistisch in Bezug auf die Kriegslage geäußert hatte, war mit der Absicht meines Vaters sehr einverstanden und reiste selbst schon am Nachmittag in das Große Hauptquartier ab, um sich von Hindenburg und Ludendorff ein vollständiges Bild über die Westfront geben zu lassen.

---

[1] Vgl. Ludendorffs Kriegserinnerungen 583 ff.

Am Spätnachmittag desselben Tages erschien mein Vetter von der . . . Gesandtschaft bei mir. Er war in großer Sorge wegen der so plötzlich ausgebrochenen Kanzlerkrisis und wollte sich bei mir nach dem Stand der Dinge erkundigen. Er hielt die Aufnahme von einigen Sozialdemokraten in die Regierung für nötig und war überrascht, als ich ihm erklärte, daß mein Vater nicht daran denke, einen seiner tüchtigen Staatssekretäre zu opfern, um dafür einen Parlamentarier ohne Fachkenntnisse einzutauschen. Auf seine Frage, wie denn dann die Krisis ihrer Lösung näher gebracht werden könnte, zuckte ich die Achseln: ich wollte ihm nicht mitteilen, daß es für den Kanzler nur mehr auf die Frage ankam, wie der Kaiser und die O.H.L. zu der Lage Stellung nehmen würden, und daß mir ein Entlassungsgesuch meines Vaters sehr wahrscheinlich erschien. Erst als der Vetter seinen Besuch beendete, teilte ich ihm mit, daß wir im Begriffe seien, nach Spa abzureisen.

Wir fuhren mit Graf Rödern, Herrn v. Radowitz und Oberst v. Winterfeldt. Am Abend wurde nicht mehr viel politisiert. Dagegen kamen wir am andern Vormittag zusammen, um die Lage gründlichst zu besprechen. Der Reichsschatzsekretär entwickelte zunächst seine Ansicht über die Situation und erklärte seinerseits eine Umbildung der Regierung unter Zuziehung der Sozialdemokratie und des einen oder andern Mitgliedes vom Zentrum oder des Fortschrittes für notwendig. Dagegen war er der Meinung, daß ein Wechsel in der Kanzlerschaft nicht einzutreten bräuchte, auch nicht wünschenswert sei. Mein Vater machte darauf Mitteilung von dem, was er aus seinem letzten Gespräch mit dem Zentrumsführer Gröber, der am Abend vorher nochmals bei ihm gewesen war, entnommen hatte. Er glaubte, das Zentrum werde der Regierung die frühere Anhänglichkeit bewahren, eine Annahme, die den andern Herren, wie übrigens auch mir, unsicher erschien. Nun meldete ich mich zu Wort und führte aus, daß niemand von meinem Vater, der sein ganzes Leben ein konservativ denkender Mann

gewesen sei, verlangen könne, daß er selbst an der Spitze den Übergang in die parlamentarische Regierungsform mitmache. Sei sie der Zeit entsprechend als notwendig empfunden, so müsse eben eine andere Persönlichkeit dafür gesucht werden. Graf Rödern wendete dagegen ein, daß es sich ja nicht um eine Parlamentarisierung im eigentlichen Sinne handle, sondern nur um die Aufnahme von Parlamentariern in die Regierung. Auch dies gehe gegen meines Vaters Ansichten, erwiderte ich ihm und machte erneut darauf aufmerksam, daß man dann doch besser täte, einen geeigneten Nachfolger ausfindig zu machen. Wir sprachen dann darüber, und es zeigte sich, daß Graf Rödern vor einigen Tagen bereits ein Telegramm von dem mit ihm bekannten Prinzen Max von Baden erhalten hatte, worin ihm derselbe freundliche Grüße schickte und ihm seinen Aufenthaltsort Dessau mitteilte. Der Reichsschatzsekretär gab selbst zu, daß der Prinz sich damit für eine eventuelle Nachfolgerschaft in Erinnerung bringen wolle, jedenfalls aber einen an ihn ergehenden Ruf, das Kanzleramt zu übernehmen, nicht abschlagen werde. In zweiter Linie kam wohl Graf Rödern selbst in Betracht, doch legte er keinen Wert auf das mühevolle Amt. Auch an Dr. Solf wurde gedacht.

Mein Vater erklärte den Herren nunmehr, daß an seiner Person die Sache nicht scheitern solle; er habe vor einem Jahre die schwere Bürde auf zweimaliges Bitten übernommen und elf Monate getragen; wenn die Entwicklung der Dinge jetzt auf eine beginnende Parlamentarisierung hintreibe, so bedaure er dies, könne aber natürlich nach seiner ganzen Vergangenheit nicht gegen seine Grundsätze handeln und sei infolgedessen gern bereit, den Kaiser um seine Verabschiedung zu bitten. Wir brachen damit die Unterhaltung zunächst ab.

Auf Wunsch des Obersten v. Winterfeldt begleitete ich dann diesen in sein Abteil, wo wir uns die Frage durch den Kopf gehen ließen, in welcher Weise mit dem Kaiser gesprochen werden sollte; wir waren beide der Ansicht, es sei am besten,

mein Vater trage ihm die Angelegenheit in dem Sinne vor, daß er selbst die Neuorientierung nicht mitmachen könne, daß sie aber nach Überzeugung vieler aus inner- und außenpolitischen Gründen notwendig geworden sei, und daß er deshalb den Kaiser bitte, ihn von seinem Amte zu entheben. In den Salon des Wagens zurückgekehrt, hatte ich vor der Ankunft in Herbestal, wohin die Autos bestellt waren, noch Zeit, meinem Vater den Inhalt des Gespräches mit dem Obersten v. Winterfeldt mitzuteilen.

Der Kanzler war bereits mit sich selbst im reinen, sein Entschluß zurückzutreten war gefaßt. Daß ihm der Schritt ganz leicht gefallen ist, glaube ich nicht, wenn er auch äußerlich ruhig wie immer war, überzeugt, den richtigen Weg zu gehen. Aber der Gedanke, daß die föderative Gestaltung des Reiches mit der neuen Entwicklung schweren Gefahren ausgesetzt war, das Gefühl, daß die Schöpfung Bismarcks einer Auflösung entgegenging, lastete drückend auf ihm. Ich erkannte das deutlich an dem herben Zuge, der um seinen Mund spielte und der erst am Abend des Tages erlosch, als er den Kaiser um seine Entlassung gebeten hatte.

In Herbestal stiegen wir aus und mußten etwa eine halbe Stunde auf die Autos warten. Dann fuhren wir, mein Vater, Graf Rödern und ich, über Dolhain ins Große Hauptquartier. Es war ein schöner, warmer und sonniger Tag. Ein eigentümliches Gefühl beschlich mich, als wir durch die uns wohlbekannte und liebgewordene Gegend kamen, die wir gerade vor einem Monat verlassen hatten. Der Herbst war mittlerweile ins Land gezogen, in allen Farben leuchteten die Wälder. Wir passierten in rascher Fahrt die Gileppe, das von Belgien angelegte Stauwerk nahe der deutschen Grenze, das in der schweigenden Pracht des hinscheidenden Sommers einen wehmütigen Anblick bot. Alte Erinnerungen wurden wach! — Als wir uns über Jalhay Spa näherten, änderte sich das Wetter, dunkle Wolken zogen auf, und bei der Einfahrt in

unser Schloß begann ein leichter Sprühregen vom Himmel zu fallen. Im Hause war es kalt und ungemütlich.

Wir waren noch nicht lange da, als sich Herr v. Hintze melden ließ. Er hatte den Vormittag zu einer langen Unterredung mit der O.H.L. benutzt. Das Gespräch zwischen ihm und meinem Vater war kurz. Als er fortging, kam dieser mit sehr ernstem Ausdruck zu mir ins Zimmer und sagte: „Das ist ja ganz furchtbar, die O.H.L. verlangt, daß sobald als irgend möglich ein Friedensangebot bei der Entente gemacht wird. Hintze hat mit seinem Pessimismus recht behalten." Wir konnten nicht mehr sehr lange allein über diese Unglücksnachricht sprechen, denn bald versammelten sich die Herren Graf Rödern, Herr v. Hintze, Herr v. Radowitz usw., um die Ankunft des Kaisers zu erwarten. Dieser kam denn auch gegen 4 Uhr mit seinem Gefolge und begab sich sofort mit dem Reichsschatzsekretär, dem Kabinettschef v. Berg und meinem Vater in dessen Arbeitszimmer. Der Kaiser schien mir an diesem Tage nicht schlechter als sonst auszusehen, erst späterhin stellte ich fest, wie sehr auch auf ihn das unglückliche Ende unserer so glücklich begonnenen Offensive eingewirkt hatte. Die Besprechung dauerte lange. Herr v. Hintze, der die Nacht durch nach Spa gefahren war und den ganzen Vormittag mit der O.H.L. verhandelt hatte, sah vollständig erschöpft aus und schlief infolge der Überanstrengung bei uns im Zimmer ein, während er darauf wartete, zur Beratung zugezogen zu werden. Ich benutzte die Gelegenheit, mich von Hauptmann v. J., einem netten, jungen Generalstabsoffizier, der seit kurzer Zeit Dienst als Flügeladjutant des Kaisers tat, etwas über den Grund unserer militärischen Fehlschläge unterrichten zu lassen. Viel kam freilich nicht zutage. Die Offensive beiderseits Reims, so erzählte dieser, sei bis in ihre Einzelheiten verraten worden durch einen Pionieroffizier, der zu Erkundungszwecken über die Marne geschwommen und nicht mehr zurückgekehrt war. In einem später aufgefundenen französischen

Befehl sei er mit Namen genannt worden. Anderseits hätten wir das äußerst geschickte Ausweichen der Franzosen nicht erkannt, die in einer Woche ihre vorderen Linien heimlich räumten und in den alten Batterienestern jeweils ein Geschütz stehen ließen, mit dem sie das Feuer bis zuletzt unterhielten. So habe unsere Artillerie bei dem beginnenden Duell mit der feindlichen ihre ganze Munition auf verlassene Stellungen verfeuert; der Infanterieangriff sei ins Leere, beim weiteren Vordringen auf eine unbekannte gewaltige Befestigung gestoßen, aus der die Franzosen mit unheimlich viel Artillerie ein vernichtendes Feuer eröffneten.

In der Zwischenzeit war durch Herrn v. Radowitz — nicht Herrn v. Hintze, wie Ludendorff in seinen Kriegserinnerungen S. 584 meint — die Erklärung des Kaisers vorbereitet worden, in der dieser seinem Willen Ausdruck gab, mehr als bisher Vertreter des Volkes zu Regierungsgeschäften heranzuziehen, und in welcher er meinem Vater die erbetene Entlassung in Gnaden bewilligte. Ich brachte das Schriftstück in das Arbeitszimmer, wo die bedeutungsvolle Unterredung noch nicht zum Abschluß gekommen war. Der Kaiser hat bei dieser nicht sehr viel gesprochen, das Wort führte für ihn sein Kabinettschef, der dabei so lebhaft debattierte, daß seine Stimme deutlich im Nebenzimmer vernehmbar war. Die Entlassung des Kanzlers war dem Kaiser mehr als schmerzlich. Hatte er sich doch in den elf Monaten der Amtsführung desselben stets überzeugen können, daß es allein die Liebe zum Vaterlande war, die meinen Vater im Amte hielt, der es sich dabei zu einer der vornehmsten Aufgaben gemacht hatte, die Rechte der Krone als überzeugter Monarchist nach allen Kräften zu verteidigen. Daß es anders kam, lag nicht an ihm.

Die Besprechung war dann zu Ende gegangen. Der Kaiser verabschiedete sich freundlich wie immer von uns allen, und wir waren allein. Mein Vater war ziemlich still. Aber als ich ihm schilderte, wie wir nun bald aus dem „Tiefland"

in das Hochland der lieben bayrischen Berge ziehen würden, ging doch ein stilles, fast glückliches Lächeln über seine ernsten Züge.

Nach dem Abendessen, das wir mit Herrn v. Radowitz einnahmen — der Vertreter der O.H.L. beim Reichskanzler war in den Generalstab gegangen, die neuesten Meldungen von der Front zu erfahren —, kamen Herr v. Berg, Graf Rödern und Herr v. Winterfeldt noch einmal zu uns herauf, um über die Wahl des Nachfolgers zu beraten. In erster Linie stand die Kandidatur des Prinzen Max von Baden, die aber von Herrn v. Berg leidenschaftlich bekämpft wurde. Vorübergehend wurde Graf Rödern in Erwägung gezogen, der sich jedoch selbst nicht für geeignet hielt. Eine Einigung konnte an diesem Abend nicht erzielt werden, erst die folgenden Tage brachten die Entscheidung zugunsten des Prinzen, nachdem auch der Kaiser, der sich ursprünglich abgeneigt gezeigt hatte, für ihn gewonnen worden war.

In der Nacht wehte der Sturm um unser Haus und rüttelte an den Fenstern, wie um uns zu zeigen, daß die neue Zeit für Deutschland angebrochen sei.

Kalt und trübe war der nächste Tag. Ich setzte mich schon in der Frühe mit meiner Frau in telephonische Verbindung, um ihr mitzuteilen, daß „das Wetter umgeschlagen habe". Meine Frau, mit unserer Geheimsprache vertraut, verstand sofort. Sie sorgte sich natürlich um das Befinden ihres Schwiegervaters, über das ich sie glücklicherweise beruhigen konnte.

Das Frühstück nahmen wir zum letzten Male beim Kaiser ein. Der deutsche Kronprinz war von seinem Hauptquartier im Auto gekommen, dem Kanzler Lebewohl zu sagen. Sobald der Kaiser das Empfangszimmer betreten hatte, überreichte er meinem Vater den hohen Orden vom Schwarzen Adler mit den herzlichsten Worten der Anerkennung. Ich konnte dabei beobachten, daß er sehr bewegt war. Nach Tische kam

er zu mir und sprach des längeren über die veränderten Zeiten und die kommende Neuorientierung, die mitzumachen er meinem Vater nicht zumuten könne. Zum Schluß verlieh er mir das Ritterkreuz des Hausordens der Hohenzollern.

Der Nachmittag sah den Feldmarschall v. Hindenburg bei uns zum Abschiedstee. Er war derselbe geblieben und trug die Veränderung der militärischen Lage mit vornehmer Fassung als der treue Diener seines kaiserlichen Herrn. „Wir können die Entente noch den ganzen Winter beschäftigen", meinte er mit seiner tiefen, ruhigen Stimme.

Graf Rödern, der Staatssekretär v. Hintze und Herr v. Winterfeldt verließen an diesem Nachmittage Spa, um sich nach Berlin zurückzubegeben. Herr v. Hintze hatte sofort um seine Entlassung gebeten, doch war ihm vom Kaiser befohlen worden zu bleiben; sein später wiederholt eingereichtes Abschiedsgesuch wurde dann bei der allgemeinen Neubesetzung der Ämter bewilligt.

Eine letzte Autofahrt durch das herbstende Land über Francorchamps und die gewohnte Whistpartie mit Herrn v. Radowitz beschlossen den Abend.

Am andern Tage besprach mein Vater vormittags mit dem Kaiser wiederum die Frage der Nachfolgerschaft im Kanzleramte; dieser konnte sich noch nicht für den Prinzen Max von Baden entschließen. Während der Unterredung betrat auf einmal Ludendorff unangemeldet das Zimmer und fragte sofort im Tone größter Erregung: „Ist die neue Regierung jetzt noch nicht gebildet?" worauf der Kaiser ziemlich barsch erwiderte: „Ich kann doch nicht zaubern!" Daraufhin Ludendorff: „Die Regierung muß aber sofort gebildet werden, denn das Friedensangebot muß noch heute heraus." Der Kaiser: „Das hätten Sie mir vor vierzehn Tagen sagen sollen!"

Während dieser Unterhaltung war ich im Zimmer der Flügeladjutanten und lernte dort den Obersten H. kennen, der

kürzlich zu Ludendorff kommandiert worden war, um denselben in seiner Arbeit zu entlasten. Er gefiel mir in seiner ruhigen, überlegten Art sehr gut. Die Stimmung unter den Herren der Adjutantur war reichlich gedrückt; natürlich nahmen sie sich mir gegenüber zusammen. Der Kaiser, den ich bei unserer Ankunft und beim Abschied einen Augenblick sah und der infolge einer Ischias am Stocke ging, schien sehr gealtert; man sah ihm an, was er in den vergangenen Tagen durchgemacht hatte.

Am 1. Oktober ging das nachstehende Telegramm des Kaisers an den König Ludwig von Bayern ab, das ich, wiewohl es seinerzeit in der Presse veröffentlicht wurde, noch einmal in Erinnerung an das Wirken meines Vaters im Dienste des Vaterlandes hierhersetzen möchte:

„Großes Hauptquartier, 1. Oktober 1918.

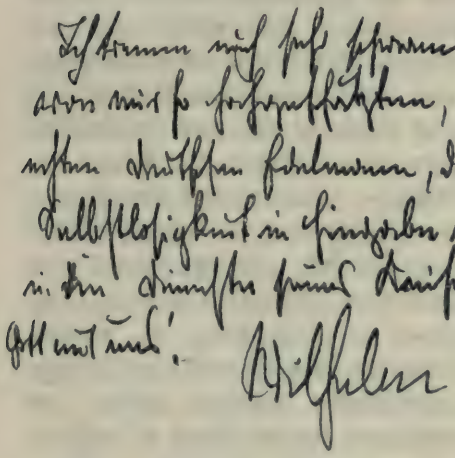
Seiner Majestät dem König von Bayern.

Graf Hertling hat mir vorgetragen, daß bei der Entwicklung der innerpolitischen Lage im Reich und den unter dem Druck der allgemeinen Weltgestaltung von mir als notwendig erkannten Zugeständnissen er nach seiner politischen Vergangenheit sich nicht mehr in der Lage sieht, weiter an der Spitze der Reichsregierung zu verbleiben. Da er aus seinen Überzeugungen nie ein Hehl gemacht habe, so glaube er nicht mehr, auf die vertrauensvolle Mitarbeit des Parlaments weiterhin zählen zu können. Ich habe mich seinen Gründen nicht verschließen können und ihm die Bürde des Amtes abgenommen. Er wird aber noch die Geschäfte führen, bis ich einen Nachfolger für ihn gefunden habe.

Es drängt mich bei dieser Gelegenheit, Dir den Dank zu wiederholen, den ich Dir aussprach, als Du Deinen bewährten Ministerpräsidenten dem Reich bereitwilligst zur Verfügung stelltest. Graf Hertling hat während seiner Kanzlerschaft dem

Vaterlande Dienste geleistet, die ihm nicht vergessen werden. Dein Opfer war nicht vergebens gebracht."

Unter den letzten Satz hatte der Kaiser eigenhändig folgendes geschrieben:



Diesem Telegramm des Kaisers lasse ich einen Teil des Briefes folgen, den mein Vater am gleichen Tage an den bayrischen Ministerpräsidenten v. Dandl schrieb. Der Brief bedarf in seiner Klarheit keinerlei Erörterung; er ist eine Bestätigung dessen, was ich selbst im vorhergehenden niedergelegt habe:

„Das erste Ergebnis, zu dem die neue Krisis geführt hat, ist aus den Zeitungen zu ersehen, ich habe meinen Abschied erbeten und erhalten und soll nur noch die Geschäfte bis zur Ernennung meines Nachfolgers weiterführen. Ich halte mich indessen für verpflichtet, die Königl. Bayr. Staatsregierung und durch diese Seine Majestät den König über die Vorgänge, welche zu diesem Ergebnis geführt haben, genau zu unterrichten. Die ausgesprochene Tendenz der Linksparteien ging auf die Einführung des parlamentarischen Systems, welches

das Ende des Bundesstaates als letzte Konsequenz mit sich bringen würde. Ihnen hatten sich neuerdings die Nationalliberalen angeschlossen, das Zentrum hatte zwar abgelehnt, eine gegen mich gerichtete Aktion zu unternehmen und ebenso, als Fraktion, einen Antrag auf Aufhebung des Art. 9 der Reichsverfassung mitzuunterzeichnen; man mußte aber annehmen, daß eine größere oder geringere Zahl von Mitgliedern für den Antrag stimmen und dieser sonach eine Mehrheit im Plenum finden werde. Da ich überzeugt war, daß der Bundesrat nicht zustimmen werde, war ich entschlossen, den Kampf aufzunehmen und den demnächstigen Zusammentritt des Reichstags herbeizuführen, so unerwünscht auch der unvermeidliche Konflikt zwischen Reichstagsmehrheit und Bundesrat sein würde. Dem in Regierungskreisen ventilierten Ausweg, eine Anzahl von Parlamentariern in Reichsämter zu berufen, widersprach ich mit dem Bemerken, daß ich doch nicht tüchtige und geschäftskundige Staatssekretäre beseitigen könne, um Dilettanten aus parlamentarischen Kreisen Platz zu machen. So standen die Dinge bis Samstag früh, ich wollte nicht von der Stelle weichen, weil ich fürchtete, daß nach meinem Weggang der meines Erachtens verhängnisvolle Ruck nach links nicht mehr aufzuhalten sein würde. Da erhielt ich gegen 10 Uhr die Nachricht aus dem Großen Hauptquartier, daß man dort unsere Lage im Westen gegenüber der ungeheuren Überzahl der Feinde sehr ernst ansehe. Bei der Wechselwirkung zwischen Heer und Heimat sei es dringend erforderlich, eine Beruhigung im Innern herbeizuführen und die notwendige innere Einheitsfront dadurch herbeizuführen, daß die Regierung auf eine breitere volkstümliche Basis gestellt würde. Der gleiche Ruf war ja schon immer in der Presse und von Vertretern der sogenannten Mehrheitsparteien erhoben worden, daß der gleiche Ruf nun auch von dieser Seite kam, war das Neue und völlig Unerwartete. Auf dringendes Ersuchen hin entschloß ich mich, noch am selben Abend hierher

zu fahren. Außer den Herren meiner näheren Umgebung fuhr noch der Reichsschatzsekretär Graf Rödern mit. Wir hatten unterwegs Zeit, uns eingehend über die durch die Rückschläge an der Westfront und den drohenden Abfall Bulgariens geschaffene innerpolitische Lage zu besprechen. Für mich persönlich war die Sache einfach. Mußte der Ruck nach links kommen, weil nur so den schlimmsten Eventualitäten vorgebeugt werden könne, so durfte meine Person kein Hindernis bilden; denn meinerseits diesen Ruck mitzumachen, war mir nach meiner Überzeugung und meiner politischen Vergangenheit unmöglich.

Im übrigen ging die Hoffnung dahin, die Parlamentarisierung im eigentlichen Sinne dadurch zu verhindern, daß Parlamentarier der verschiedenen Parteien in die Regierung hineingenommen werden. Zugleich aber waren wir übereinstimmend der Ansicht, daß die Initiative zu einer solchen Linksorientierung von Seiner Majestät ausgehen müsse. In diesem Sinne haben Graf Rödern und ich alsbald nach unserer Ankunft Vortrag gehalten. Der Kaiser zeigte volles Verständnis und ging, so schwer es ihm auch offensichtlich wird, auf die Vorschläge ein. Gegen mich war er besonders gnädig, zeigte aber auch volles Verständnis dafür, daß ich unter den obwaltenden Umständen nicht Kanzler bleiben wolle und könne." ...

Am Nachmittage dieses letzten Tages in Spa erschien vor unserer Abreise nach Berlin der General Ludendorff in unserem Schlosse. Mein Vater fragte ihn, wie er sich die Zukunft vorstelle, wenn uns die Entente auf ein Friedensangebot Bedingungen stellen würde, die schmachvoll und daher für Deutschland unannehmbar wären, worauf Ludendorff antwortete: „Dann müssen wir eben weiterkämpfen."

Diese Antwort erschien uns recht unlogisch. Denn wenn wir imstande waren weiterzukämpfen, so war es doch auch

nicht nötig, in diesem militärisch so ungünstigen Augenblicke mit einem Friedensangebot zu kommen.

Die Rückreise mit Herrn v. Radowitz war behaglich wie immer. In Köln kauften wir Zeitungen, aus denen wir ersahen, daß die Kommission des Herrenhauses das allgemeine gleiche Wahlrecht mit einer Alterszusatzstimme (ab 40 Jahren) angenommen hatte. Ein Treppenwitz der Weltgeschichte!

In Berlin angekommen, fanden wir die verschiedenen Behörden der Hauptstadt in ziemlicher Aufregung vor. Einer der ersten, die bei meinem Vater erschienen, war Herr v. Payer. Er berichtete von den Besprechungen, die er mittlerweile abgehalten; dabei zeigte es sich, daß die Ansprüche auf Zuerkennung von Staatsämtern, wie nicht anders zu erwarten, bereits ziemlich groß geworden waren. Der „Run" auf sie nahm republikanische Formen an. Prinz Max von Baden war eingetroffen und unterhandelte mit den Parteiführern ohne große Aussicht, eine Einigung zu erzielen.

Am Donnerstag den 3. Oktober kam der Kaiser gegen Abend zu uns ins Palais. Eigentlich sollte bei dieser Gelegenheit der Nachfolger meines Vaters ernannt werden, allein auch zu dieser Stunde war das Kabinett noch nicht vollständig gebildet. Der Kaiser setzte daher seine Unterschrift unter die Bestallungsorder des neuen Reichskanzlers; das Datum blieb unausgefüllt.

Aus dem Großen Hauptquartier trafen andauernd telephonische Anfragen bei der neuen Regierung ein, ob das deutsche Friedensangebot noch nicht an Amerika abgegangen sei.

* * *

Die letzten Tage waren Abschiedsbesuchen gewidmet. Auch zu meinem Vater drängten viele in dem Bedürfnis, dem von ihnen hochverehrten Manne ein bewegtes Lebewohl zu sagen; mehr wie einer hatte Tränen in den Augen.

Nach einer Einladung beim bayrischen Gesandten, dem langjährigen Vertrauten und Freunde meines Vaters, bestiegen wir am Abend den Salonwagen, an dem sich viele Bekannte eingefunden hatten und der uns in die engere Heimat bringen sollte.

Im Münchener Bahnhof waren die Minister vollzählig erschienen, mit denen mein Vater fünf lange Jahre in harmonischer Eintracht gearbeitet hatte.

Dann ging es weiter, den Alpen zu.

Ein Herbsttag strahlend und wehmütig, wie ihn nur die Berge kennen. Mit neuem Schnee bedeckt glänzten die Gipfel, über die sich ein wolkenloser Himmel spannte. Freundlich grüßten sie uns aus dem stillen Gebirgstale, das mein Vater seit seiner Fahrt vor einem Jahre in die Hauptstadt des Reiches nicht mehr gesehen hatte.

Als wir unser Haus betraten, sah ich langsam eine Träne aus den Augen meines Vaters rinnen. — Ahnte er des Vaterlandes Schicksal?

Ende.

Namenverzeichnis.

Albert, König der Belgier 127.
Albrecht, Erzherzog v. Österreich 147.
Arz, Frhr. v., General 106.
Auguste Viktoria, Deutsche Kaiserin 54 72 73 101 102 127 153.

Barzini, Luigi, italienischer Journalist 109.
Berg, Prof. Dr., kath Feldgeistlicher im Großen Hauptquartier 155.
Berg, v., Kabinettschef 61 94 180 bis 182.
Bernhard, Georg 124.
Bethmann Hollweg, v., Reichskanzler 3 4 10 11 12 30 34 169.
Bismarck, Fürst 25 108 110 179.
Boris, Kronprinz von Bulgarien 148.
Brockdorff-Rantzau, Graf, Gesandter 56 57 58 65.
Bülow, Fürst 3 9 10 41 49.
Burian, Graf, österreichischer Minister des Äußern 94 106 107 108 112 127 151 160 162.
Busche, Frhr. v. dem, Unterstaatssekretär 57 79.

Clémenceau, französischer Ministerpräsident 93 114 170.
Colloredo-Mannsfeld, Graf, österreichischer Diplomat 106.
Cramon, v., General 94 95 161.
Czernin, Graf, österreichischer Minister des Äußern 85 93.

Dandl, v., bayrischer Ministerpräsident 13 185.
Dellinghausen, Frhr. v. 95.

Ebert, Abgeordneter 137 167.

Falkenhausen, Frhr. v., Generalgouverneur 21 143.
Falkenhausen, Frhr. v, Unterstaatssekretär 39.
Ferdinand, Zar der Bulgaren 174.
Flotow, v., deutscher Botschafter 9.
Foch, französischer Marschall 122.
Friedrich Karl, Prinz von Hessen 86.

Gantschew, bulgarischer General 155.
Giolitti, italienischer Staatsmann 64.
Gröber, Abgeordneter 171 172 175 177.
Grunelius, v., bayrischer Gesandter 8.

Hatzfeld, Prinz 120.
Helfferich, Dr., Gesandter 92 147 148.
Heydebrand und der Lasa, v., Abgeordneter 42.
Hindenburg, v., Generalfeldmarschall 2 10 12 18 47 48 50 52 56 57 85 104 106 118 124 125 126 127 128 131 148 151 176 183.
Hintze, v., Staatssekretär 128 129 133 148 150 160 164 165 166 171 176 180 181 183.
Hoffmann, General 52 53.
Hoffmann, Abgeordneter 98.
Hohenlohe, Prinz, österreichischer Botschafter 106 160.
Holtzendorff, v., Chef des Admiralstabes 92 93 139.

Joffe, russischer Gesandter 79 137 138.

Kakowski, Erzbischof, Mitglied des polnischen Regentschaftsrates 54.
Karl, Kaiser von Österreich 85 93 95 105 107 109 110 151 161.
Keyserlingk, Graf, kaiserlicher Kommissar 39.
Klepsch, Frhr. v., k. u. k. Feldmarschall-Leutnant 155.
Kucharzewski, polnischer Ministerpräsident 54.
Kühlmann, v., Staatssekretär 31 37 52 55 56 61 72 ff. 75 79 85 90 94 96 97 102 106 108 116 ff. 123 f. 131 f. 135 136 137 139.

Lerchenfeld, Graf, bayrischer Gesandter 5 12 13 14 34 189.
Lloyd George, englischer Ministerpräsident 57.
Lubomirski, Fürst, Mitglied des polnischen Regentschaftsrates 54.
Ludendorff, General 2 10 12 13 19 24 43 47 52 53 55 56 59 60 61 62 74 75 76 79 81 83 85 91 92

103 104 108 109 111 112 114 124 126 131 140 146 148 150 151 176 181 183 184 187.
Ludwig III., König von Bayern 11 13 73 109 184 185.
Luitpold, Prinzregent von Bayern 3 ff. 6.
Lyncker, v., General 56.

Malinow, bulgarischer Ministerpräsident 148.
Maria Adelheid, Großherzogin von Luxemburg 151 152.
Max von Baden, Prinz, Reichskanzler 77 178 182 183 188.
Mercier, Kardinal 21 24.
Michaelis, Dr., Reichskanzler 13 14 16 30 31 34 37.
Mirbach, Graf, deutscher Gesandter 137 147.
Moltke, v., Feldmarschall 117.
Mühling, Dr. C. 103 148.
Müller, bayrischer Ministerialrat 12.

Nathan, Professor 120.

Oberndorff, Graf, deutscher Gesandter 174.
Ostrowski, v., Mitglied des polnischen Regentschaftsrates 54.

Payer, v., Stellvertreter des Reichskanzlers 25 38 72 74 76 83 84 96 119 128 129 130 135 136 154 171 188.
Pichon, französischer Minister 57.
Podewils, Graf, bayrischer Ministerpräsident 4 5 6.
Poincaré, Präsident von Frankreich 48.

Radoslawow, bulgarischer Ministerpräsident 148 174.
Radowitz, v., Unterstaatssekretär 34 35 72 91 96 102 139 148 151 157 162 177 180 181 182 183 188.
Rödern, Graf, Reichsschatzsekretär 38 137 177 178 ff. 183 187.
Rosenberg, v., Gesandter 126.
Rupprecht, Kronprinz von Bayern 138 139 141 ff. 144 151.

Scheidemann, Abgeordneter 64 133 167 171.
Sixtus, Prinz von Bourbon 93.
Skoropadski, Hetman der Ukraine 163 164.
Solf, Dr., Staatssekretär 39 167 178.
Spee, Graf, Abgeordneter 98.
Stein, Frhr. v., Staatssekretär 38.
Stengel, Frhr. v., bayrischer Geh. Legationsrat 4 12 32 44.
Stephan, Erzherzog v. Österreich 151.
Stresemann, Abgeordneter 171.
Suchomlinow 9.

Tirpitz, v., Großadmiral 12.
Törring-Jettenbach, Graf 138 139.
Trotzki, russischer Gewalthaber 72 74 79.

Valentini, v., Kabinettschef 11 12 55 56 61.

Waldow, v., Staatssekretär 165.
Wallraf, Staatssekretär 38 39.
Wedel, Graf, deutscher Botschafter 106.
Westarp, Graf, Abgeordneter 84 118 119 120.
Wiedenmann, Frhr. v., bayrischer Generaladjutant 5.
Wilhelm II., Deutscher Kaiser 12 13 14 17 18 21 24 43 48 49 50 52 ff. 59 61 72 ff. 78 85 88 91 94 95 100 105 116 120 124 126 ff. 138 140 141 145 ff. 153 157 161 162 164 167 177 ff. 187 188.
Wilhelm, deutscher Kronprinz 12 61 135 136 182.
Wilhelm, Erzherzog v. Österreich 147.
Wilhelmine, Königin von Holland 149 167.
Wilson, Präsident der Vereinigten Staaten 57 63 64 82 120 121 170.
Winterfeldt, v., Oberst 36 56 59 72 91 96 102 129 139 157 159 161 164 166 176 ff. 182 183.

Zeki Pascha, türkischer Militärbevollmächtigter 155.
Zita, Kaiserin von Österreich 95.

165636 HG.
H5745j

Author Hertling, Karl von

Title Ein Jahr in der Reichskanzlei.

DATE. | NAME OF BORROWER.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU